Pak und Mautz - Geschichte einer Wildente und eines Katers

Hans Volker Hyan

Hans-Volker Hyan

Pak und Mautz

Geschichte einer Wildente und eines Katers

Mit Zeichnungen des Verfassers

Deutsche Buch-Gemeinschaft Berlin

Einbandzeichnung von Hans-Volker Hyan

Copyright 1941 by Deutsche Buch-Gemeinschaft C. A. Koch's Verlag Nachf., Berlin.

Druck von A. Seydel & Cie. Berlin SW 61 Printed in Germany

Vorspruch

Motto:

»Wer den Verstand der Tiere leugnet,
ruft die Sorge um den eigenen wach!«

Dr. Alfred Brehm

Wildtiere und Haustiere: So weit voneinander getrennt durch die Lebensgewohnheiten und doch Nachkommen derselben Vorfahren! Wann die Menschen begonnen haben, Haustiere aus den Wildtieren zu machen, weiß man nicht. Zu weit im Morgengrauen der Menschheitsgeschichte verlieren sich die Anfänge der Domestizierung von Vögeln und Säugetieren. Aber man erkennt an den äußeren Merkmalen und an einzelnen Lebensgewohnheiten der Haustiere ihre wilden Vorfahren.

Für das Pferd kommt nur das Wildpferd in Frage, das in den Steppen Asiens noch heute in geringer Zahl vorkommt. Der Vorfahr unseres Hausrindes ist der ausgerottete Auerochse gewesen. Die Hausgans stammt von der so weitverbreiteten Graugans ab, aber bei unserem braven Eierleger, dem Huhn, ist es schon wieder schwierig. Das Sonnerat-, das Bankiwa- und das Lafayettehuhn hält man entweder alle drei, oder eines, beziehungsweise zwei von ihnen, für die Urform unserer Hühnerrassen, so verschieden sie in Form, Farbe und Eigenschaften auch sein mögen. Diese drei Wildhuhnarten leben in Indien.

Ein Tier, ohne das der Mensch vom Nordpol bis unter die Tropensonne nicht gedacht werden kann, ist der Hund. Vielfältig in den Rassen, wie kaum ein anderes Haustier, vielseitig in seinen Fähigkeiten und außerordentlich reich begabt in seinen geistigen und seelischen Eigenschaften, ist er das beliebteste Haustier des Menschen.

In Asien sucht die Wissenschaft nach dem Stammvater oder den Stammvätern des Hundes. Weder der Wolf noch der Schakal ist bis jetzt zweifelsfrei als sein Ahne erkannt worden. Und weder der längst ausgestorbene Torfspitz noch der Batakerhund sind mit Sicherheit als die Urformen unseres Hundes anzusprechen.

Der nächste Gefährte des Haushundes, wenn auch nicht der liebste, ist in vielen Fällen die Katze.

Nicht die Wildkatze, die bis ins vorige Jahrhundert in Deutschland häufig war, sondern die in tropischen Ländern beheimatete Falbkatze ist die Stammform der Hauskatze. Man nimmt an, daß sie durch Nonnen über Spanien zu uns gekommen ist. Ihrer Veranlagung nach ist die Katze, im Gegensatz zum Hund, dessen Vorfahren in Rudeln lebten und sich einem Anführer beugten, ein Einzelgänger geblieben, wie es ihre Urväter waren. Ihre Seele ist unabhängiger als die des Hundes, sie wurde ein Gefährte des Menschen, aber nie sein Diener wie der Hund.

Wohl sind Hund und Katze gleichermaßen Raubtiere, doch schon aus der Verschiedenheit der Art, wie sie jagen, spricht die Verschiedenheit ihres Wesens.

Die Wildhunde und Wölfe hetzen ihr Wild in Rudeln und ordnen sich dabei dem Leittier unter. Die Katze hingegen übt die Jagd als Pirsch- und Ansitzjäger aus, wobei sie auf sich selbst angewiesen ist.

Abweichungen von dieser Regel, wie der Fuchs, der, obwohl zur Familie der Hunde gehörend, allein jagt und nur gelegentlich in sehr harten Wintern sich vorübergehend zu kleinen Rudeln zusammenfindet, vermögen nicht diese grundsätzliche Verschiedenheit der beiden Raubtiere zu entkräften. Unter den Katzen ist es der Löwe, der zu Zeiten in Rudeln jagt. Solche Rudel sind lose Verbände, die sich zu nächtlicher Gemeinschaftsjagd zusammenfinden und nach der Jagd ebenso schnell wieder auflösen.

Wie sehr nun die Zuchtwahl, die der Mensch an domestizierten Tieren vornimmt, die Geschöpfe der Natur auch verändert, so können solche Grundzüge ihres Wesens doch nur zurückgedrängt, niemals aufgehoben werden. Es werden daher immer wieder Rückschläge in die Urnatur auftreten. Selbst bei einer so ganz zum Haustier gewordenen Tiergattung, wie das Hausrind es ist, sind Fälle vorgekommen, daß einzelne Kühe oder Bullen ausbrachen, um in Wald und Wiese ein Leben der Freiheit zu führen. Eine junge Kuh benahm sich dabei so scheu und vorsichtig wie ein Stück Wild und konnte erst nach vielen Fehljagden geschossen werden. Am häufigsten aber verwildern Katzen. Ihr selbständiges Wesen, oft auch die einsame Lage der Gehöfte, auf denen sie gehalten werden, unterstützen dies. Die Mäusejagd läßt die Hauskatze unmerklich ihre Streifzüge ausdehnen, und eines Tages stößt sie auf eine Kette junger Rebhühner oder einen Junghasen, und der Wildräuber ist fertig.

So ein Kater war Mautz.

Bei ihm vereinigte sich zuviel, das ihn auf die Wildererbahn drängte, als daß er ein braver Hauskater hätte bleiben können. Auf einem Gehöft, das einsam in den Feldern lag, wurde er geboren. Solche Katzen lernen das Streunen fast immer. Sein grau und schwarz geströmter Balg, den kein weißer Fleck unterbrach, war die Tarnkappe, die ihn bei seinen Raubfahrten, solange er sich nicht bewegte, für das menschliche Auge unsichtbar machte.

Pak der Wilderpel, der durch die Laune eines Kindes auf demselben Hof geboren wird, geht den umgekehrten Weg. Das Geschöpf der Wildnis wird zum Haustier. Doch bringt ihn die Art des Lebens, zu dem ihn der Mensch bestimmt, zu nahe mit seiner eigentlichen Welt in Berührung, er bricht aus.

Das Leben Mautz des Katers, beginnt normal und verläuft ungewöhnlich, das des Erpels beginnt außergewöhnlich und mündet trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, in das Natürliche.

Bei Pak ist es nur der kleine Schritt des zum Haustier gemachten Wildlings, bei Mautz der sehr viel größere des Haustieres, das zum jagenden und gejagten Wildtier wird. Und doch ist bei beiden eines gemeinsam: Die unbesiegliche Kraft der Natur, die in ihnen zum Durchbruch kommt, trotz größter äußerer Schwierigkeiten bei dem Erpel, und jahrtausendelanger Domestizierung seines Geschlechts bei dem Kater.

Kindheit und Lehrzeit

Mautz war der Stärkste von vier Geschwistern. Grau und schwarz gestromt, war er der einzige, der eine einheitliche Färbung hatte. Sein Bruder, der nicht alt wurde, da ihn schon als kleines Kätzchen ein Hund würgte, war schwarz mit weißen Pfoten, und die beiden Schwestern waren grau und weiß gezeichnet.

Der Wurf junger Katzen wäre kaum am Leben geblieben, wenn nicht die Kinder des Kleinbauern, auf dessen Hof sie geboren wurden, für sie gebeten hätten. Den kleinen Grauen mit dem dicken Kopf und der schwarzen Pardelzeichnung, den hatten die Kinder am liebsten. Er vereinigte geschmeidige Grazie mit rundlicher Gedrungenheit und war bei nie ermüdender Ausgelassenheit und Spielfreudigkeit doch immer liebenswürdig und sanft. Als er ein Vierteljahr alt war, verließen auch seine beiden Schwestern den Hof. Die eine nahm ein Junge mit nach Berlin, der die Ferien auf dem Lande verbracht hatte, und die andere kam auf ein Nachbargehöft.

Als er weiter heranwuchs, sah Mautz seine Mutter immer seltener. Sie war eine geschmeidige Katze, schwarz, wie der so früh ums Leben gekommene Bruder, und im Wesen scheu und zurückhaltend. Wenn der kleine graue Kater in den ersten Strahlen der Morgensonne auf der Steintreppe des Hauses saß, so geschah es recht häufig, daß seine Mutter von draußen durch den Zaun geschlüpft kam. Ihr schwarzer Pelz war, besonders an den Läufen, feucht, und wenn sich ihr Sohn, der sie an Höhe fast schon erreichte, aufstellte, einen Buckel machte und sie freundlich begrüßte, so schnurrte die Mama wohl leise, stellte auch das dünne Schwänzchen auf, aber dann huschte sie an ihm vorbei, sprang an dem alten Apfelbaum empor und von da mit einem kühnen Sprung auf das flache Dach des Schuppens. Da legte sie sich grade auf die Seite, und in den allmählich stärker werdenden Strahlen der Sonne schlief sie ein. Wenn sich ein leiser Windhauch erhob, sah der junge Kater manchmal, wie von dem schwarzen Maul seiner Mutter eine zarte braune Feder emporflog.

Mautz als Kind

Ein Schlüssel knarrt im Schloß, und als die Tür zur Vorratskammer aufgeht, huschen drei Mäuse in die Ecke. »Die Katze doocht aber reene goarnischt, da loofen ja all wedder drei Mäuse!«

Die Bäuerin holt einen Napf voll Mehl und geht in die Küche zurück.

Beim Mittagessen spricht sie mit ihrem Mann über die Mäuse. Auch der Bauer hat am Vormittag in der Scheune zwei der flinken Nager gesehen. Da wird denn der Beschluß gefaßt, »die Katzen werden ersäuft!« Doch da fangen, wie auf Kommando, der Junge und das Mädel an zu heulen. Nur die Fürsprache der Mutter rettet wenigstens den kleinen Kater.

Die Katzenmutter, die im allgemeinen die Berührung mit Menschen nicht suchte, aber auch nicht vor ihr floh, empfand sofort das Unfreundliche und Unheilverkündende im Griff des Mannes. Doch ehe es ihm gelang, sie in den bereit gehaltenen Kartoffelsack zu stecken, wurde die sonst so Sanfte rabiat, wand sich wie ein Aal und schlug zehn reißende Krallen in die schmerzhaft würgende Hand. Vor Schreck ließ der Mann los.

Die Katzenmutter, in deren Wesen das Mißtrauen gegen den Menschen nur geweckt zu werden brauchte, sprang in Sekundenschnelle aus der Küche auf den Hof. Wie ein schwarzer Schatten nahm sie den Zaun und war verschwunden, um nie wieder gesehen zu werden.

Wenn Mautz in der Küche saß, und der Hausherr zufällig hereinkam, so mußte der Graue schnell flüchten, denn Katzen gehören in die Scheune. Doch als Mautz eines Tages eine Maus zwischen den Zähnen herumtrug, wurde der Mann etwas milder gestimmt und verzieh ihm hin und wieder den Platz am Herd. Eines Tages ging der Bauer in den Schweinestall. Auf einer der Betonwände, die einen Koben vom anderen trennten, saß der junge Kater. »Nanu«, dachte der Mann, »wat macht dat Katzenvieh hier?« Er sagte aber nichts, ließ den Kater ruhig sitzen und wollte gerade nach der Sau gucken, die den Tag vorher geferkelt hatte, als an seinen Füßen eine große Ratte vorbeihuscht. Schon will sie in einem Abflußloch verschwinden, da fliegt etwas Graues durch die Luft. Ein schrilles Kreischen, Prankenhiebe, dann schmerzlich wütendes Fauchen und schließlich ein Knirschen, bei dem den Bauern eine Gänsehaut überläuft. Mautz hat der Ratte das Genick durchgebissen. Wohl blutet er an der Lippe, und auch die Vorderpfote kann er nicht aufsetzen, denn die Ratte hat sich verzweifelt gewehrt. Aber was macht das alles, er hat seine erste Ratte erledigt!

Der Bauer staunt; noch kein Jahr alt und schon eine Rattenkatze? Von jetzt ab kann Mautz in der Küche liegen, wann er will.

Das war die Zeit in seinem Leben, an die der Kater später oft und mit Wehmut zurückdachte. Jeder sagte ihm ein freundliches Wort, die Kinder hätschelten ihn, und jeden Morgen stand eine Untertasse voll Milch für ihn da. Er wurde immer schöner. Schwarz und glänzend hoben sich die Streifen seines Balges vom grauen Unterton ab. Die Zeichnung auf seinem Gesicht war fein und verteilte sich reizvoll um die schönen Augen. Die waren wie klare Smaragde und blickten jeden, Mensch und Tier, ruhig und geradeaus an.

Als Mautz eines Tages ein Attentat auf ein halbwüchsiges Küken verübte, warf die Bäuerin ihren Holzpantoffel nach ihm und gab ihm ein paar Tage keine Milch. Klug, wie er war, begriff er, daß die verlockenden Federtiere nicht für ihn bestimmt waren, ging ihnen fortan aus dem Wege und hielt sich an die Mäuse, besonders aber an die Ratten. So wurde er ein Rattenspezialist. Er wurde so geschickt im Erledigen der kahlschwänzigen, unheimlichen Nager, daß der Tag kam, an dem die letzte Ratte vertilgt war. Da der Hof ein sogenannter »ausgebauter« war, d. h. einsam in Feld und Wiesen lag, kamen so bald auch keine neuen Ratten hinzu. Die Mäusejagd aber erschien dem Kater längst als Kinderei, und er übte sie nur noch so nebenbei aus.

Es war ein schöner Spätnachmittag im Herbst. Der Hof lag einsam in der späten Sonne, denn alles, was Hände hatte, arbeitete bei der Kartoffelernte. Der Hund lag an der Kette und blinzelte, eine Fliege spielte um sein Gesicht. Nachdenklich kakelte eine Henne und aus dem Kuhstall, dessen Tür halb offen stand, klang das Rasseln einer Kette.

Mautz saß auf dem Schuppendach, dem Lieblingsplatz seiner verschollenen Mutter. Die Vorderpfoten eingeknickt, döste er mit halben Augen vor sich hin und schnurrte behaglich. Doch jetzt erhob er sich, streckte den geschmeidigen Leib, ließ die Krallen aus den weichen Sammetpfoten herausspringen, machte einen Buckel und stand endlich da, ebenmäßig, geschmeidig und voll verhaltener Kraft. Ein Geschöpf, jung, eben vollendet, um das Leben zu beginnen, gewissermaßen neu aus der großen Werkstatt des Schöpfers gekommen.

Mautz sah sich um. Sollte er Mäuse fangen? Nein – das wäre so, als wollte ein Mann Stichlinge greifen. Also – wieder mal in den Schweinestall geguckt. Doch es war, wie schon so oft: keine Ratte da! Die Hühner waren tabu, also nichts, als die ganz große Langeweile! Gelassen ging er am Hofhund vorbei. Der knurrte, aber Mautz würdigte ihn keines Blickes. Wie ein Herr, der auf der Höhe des Lebens wandelt und den Kettensklaven nicht steht. So kam er auf den Feldweg. Sollte er weitergehen? In ihm war so ein Gefühl, als dürfe sich eine gute Hauskatze nicht zu weit von ihrem Gehöft entfernen. Aber dort war so gar nichts los. Von den Wiesen drang ein Laut herüber – tschirrip – tschirrip und noch einmal – tschirrip! Mautz wußte nicht, daß das der Rebhahn war, der den Rest seines Volkes zusammenlockte, das Volk junger Rebhühner, das am Morgen bejagt worden war.

Der merkwürdige Vogelruf interessierte den jungen Kater. Er ging ihm nach. Doch der zum Jäger Geborene kann sein Blut nicht verleugnen. Der Kater, der eben auf dem Hof frank und frei dahinging, der schlich jetzt geduckt voran und nahm jede Deckung wahr. Warum? – Er wußte es nicht. Er fragte sich auch nicht nach Beweggründen. Ihn hat eine unbändige Lust erfaßt, herauszubekommen, wer diesen Laut ausstößt. Doch das »Tschirrip – Tschirrip« klingt mal hier – mal da, denn der Rebhahn streicht hin und her, und Mautz, jung und unerfahren, kommt nicht ans Ziel. Da – plötzlich, dicht vor ihm ein Prasseln, Knattern und Knallen, Flattern und Schimmern von Fittichen, und vier Rebhühner, ein Teil des versprengten Volkes, stehen vor dem zu Stein erstarrten Kater auf. Doch eins fällt zurück, es vergaß seinen zerschossenen Flügel. Und schon hat sich der Kater aus seiner Erstarrung gerissen.

Das erste Wild, ein Rebhuhn!

Ein Sprung – greifende Krallen, schlagende Flügel und sich sträubende, tretende Vogelständer. Aber ein Rebhuhn ist lange keine Ratte. Mautz zerbeißt den kleinen Kopf, und es ist vorbei. Dann liegt der Graue knurrend mit den Vorderpfoten auf seiner Beute und frißt. Er fühlt, auch das ist so etwas ähnliches, wie ein Huhn, aber es gehört nicht der Bäuerin.

Zum ersten mal in seinem Leben wird er von geraubtem Wild satt.

Begegnung mit dem Totenkopf

Der Abend kam. In der lauen Luft erstarben allmählich die Geräusche des Tages, und Mautz verließ den Schauplatz seines ersten Jagdfrevels. Da, wo das große Kartoffelfeld an die Roggenstoppel stößt, steht eine alte Mauer. Sie ist grau und verwittert, kleine bunte Steinchen beleben hie und da ihre Farblosigkeit, und in ihren Ritzen und Fugen wachsen kleine Inselchen smaragdgrünen Mooses.

Da plötzlich ist es dem Kater, als erhielte eine Stelle des grauen Steines Leben. Ein Totenkopfschmetterling, der mit zusammengefalteten Flügeln wunderbar mit der Farbe des Steines verschwamm, ist nun deutlich zu erkennen. Sein dicker langer Leib ist hell und dunkel gestreift, und er trägt eine helle, totenkopfähnliche Zeichnung auf seinem düster behaarten Mittelleib.

Gestern noch hätte der Kater den großen Nachtschmetterling im Sprunge erhascht, doch heute ist er endgültig zum »Manne« gereift. »Laß die Jungkatzen nach Schmetterlingen greifen«, denkt Mautz und schlendert nach Hause.

Die Vorderflügel des Totenkopfes sind tiefbraun mit gelb untermischt und die Hinterflügel ockergelb mit schwarzen Querbinden. Die Fühler erbeben unter den mannigfachen Eindrücken, die ihnen die milde Luft im letzten Tageslicht zuträgt.

Der Schwärmer ist erst gestern geschlüpft. Das Kartoffelfeld gab seiner Raupe Nahrung, und im Boden desselben Feldes fand die Puppe die zur Entwicklung nötige Ruhe.

Seine Mutter kam aus Spanien zu diesem Kartoffelfeld geflogen, denn der Totenkopf überwintert nicht bei uns und kommt zu Beginn der warmen Jahreszeit aus Südfrankreich und Spanien gezogen.

Dieses so zarte Lebewesen legt diese gewaltige Entfernung in wenigen Tagen zurück. Und oft, wenn die Tiere von ungünstigem Wetter überrascht werden, findet man viele ihrer Leichen, die von Sturm oder Hagel zu Boden geschlagen worden sind.

Jetzt geht ein leises Zittern durch die Flügel des großen Nachtschmetterlings, er löst sich von der Mauer und fliegt. Die außerordentlich starke Muskulatur des Vorderleibes bewirkt, daß die Flügel nicht wie beim Tagfalter schweben und flattern sondern so schnelle, schwirrende Bewegungen machen, daß kein Auge ihnen folgen kann.

Während Mautz inzwischen zuhause angelangt war und sich ohne viel Aufhebens in der Küche einfand, so als wäre er gar nicht fortgewesen, flog der Totenkopf pfeilschnell dahin. Mit reißender Geschwindigkeit folgt er einem Duft. Wege, Schonungen und Blößen jagen unter ihm vorbei. Eine Waldstraße fliegt er entlang, niemals im Zweifel über seinen Weg, unbeirrbar dem Geruch nach, der ihn lockt und den ihn sein außerordentlich seiner Geruchssinn spüren läßt.

Da – vor ihm eine Lichtung. Er streift den Rand einer Ortschaft, und der berückende Duft, der aus den geöffneten Fenstern eines Gewächshauses kommt, irritiert den Nachtschmetterling nicht – er fliegt, ohne von den duft- und honigvollen Blüten zu nehmen, vorbei. Einen Moment irrt er hin und her. Der starke Duft ließ ihn seine Geruchsfährte verlieren, aber schon hat er sie wieder und weiter fliegt er, den keine noch so verlockende Blüte reizt.

Nun nimmt den kühnen Flieger ein Eichwald auf, und nach kurzer Zeit ist er an seinem Ziel, einer blutenden Eiche. Klatsch! – Jetzt sitzt er am Eichbaum, und wo der stark und würzig duftende, gärende Saft aus der verletzten Rinde quillt, da senkt er wieder und wieder seinen Saugrüssel hinein und trinkt so lange, bis er vollkommen berauscht, schwankenden Fluges seinen Weg fortsetzt.

In großer Erregung und doch wieder matt fliegt er ziellos durch die Nacht. Er fliegt so lange, bis er wieder einigermaßen nüchtern wird und ihn ein neuer verlockender Duft trifft. Der Duft von frischem Honig. Da nimmt er wieder sein altes Tempo auf und saust davon. Nicht lange und er ist am Bienenkorb. Ohne jede Überlegung oder Vorsicht zwängt er sich durch das Flugloch, ist schon an einer der Waben und saugt den Honig gierig ein. Da summt es, und mehrere Bienen stürzen sich auf den riesigen Räuber. Sie klammem sich fest und stechen wild auf den Totenkopf ein, aber der dichte Pelz des Schmetterlings hält die giftigen, kleinen Dolche ab. Der Schwärmer surrt mit den Flügeln, strampelt und schlägt mit dem Hinterleib, aber er kann sich seiner Angreifer nicht erwehren, und jetzt will er das Freie gewinnen. Doch es werden immer mehr Bienen. Auf einmal schreit der Totenkopf dünn und schrill aus (er ist der einzige einheimische Schmetterling, der dazu imstande ist), und mit letzter verzweifelter Anstrengung kämpft er sich zum Flugloch, zwängt sich hinaus und streift dabei die letzten der kleinen, grimmigen Messerstecher ab.

Der Totenkopf im Bienenstock

Taumelnd entflieht der Totenkopf in die Nacht. So wäre er, den der Kater verschonte, um ein Haar den Bienen zum Opfer gefallen.

Paks Kinderzeit

Im Frühjahr brachte der Junge des Bauern neun Wildenteneier ins Haus, die er in einem Weidenstubben an den alten Torfstichen gefunden hatte, als er sich eine Rute schneiden wollte. Der Vater war recht ärgerlich, denn er wollte nicht mit dem Jagdpächter in Konflikt kommen. Weil aber die Eier ganz frisch schienen, schlug die Mutter sie in die Pfanne, und sie schmeckten so vorzüglich, daß sich der Ärger des Hausherrn legte.

Eins der Enteneier hatte sich der Junge ausgebeten, denn er wollte es der Glucke, die man am selben Abend setzen wollte, mit zu den Hühnereiern unterlegen. Er sorgte dafür, daß die Brütende sicher vor allen Räubern gesetzt wurde, denn er wußte, daß Iltis und Wiesel gerade den sitzenden Glucken gefährlich werden können. Im stillen dachte er auch an Mautz, da er beobachtet hatte, daß der Kater das Federvieh wohl in Ruhe ließ, ihm aber oft mit glühenden Augen nachsah. Als die Zeit um war, krabbelte zwischen den frisch geschlüpften Hühnerküken ein kleiner Breitschnabel im Nest. Das Tierchen war gelb und schwarzbraun gezeichnet, und der Bengel war außer sich vor Freude und hatte das kleine Ding am liebsten ständig mit sich herumgeschleppt. Aber er mußte es bei der Rhodeländerglucke lassen und schwebte immer in der Furcht, das Huhn würde das Entlein als Stiefkind behandeln. Doch wenn auch die Glucke den Eindruck haben mochte, daß dies Kind mit seinem wackligen Gang und dem breiten Schnabel aus der Art geschlagen sei, so war sie doch genau so besorgt um den kleinen Außenseiter wie um die andern Küken.

Eines Tages führte die rotbraune Mama ihre Kinderchen in die Nähe eines Baches, um dort nach allerlei Kerfen zu scharren, darauf bedacht, den Kleinen Abwechslung in die Speisekarte zu bringen. Schließlich kam sie auch dicht ans Ufer, und ehe man sich's versah, war der kleine Breitschnabel im Wasser. Mit der Gewandtheit, die alle jungen Wildenten in dieser Hinsicht zeigen, ruderte das Entlein ungeheuer schnell auf dem Wasser hin und her, ohne daß es diese Kunst hätte zu erlernen brauchen. Die Stiefmutter, die diese Bezeichnung Lügen strafte, rannte aufgeplustert und mit hängenden Flügeln am Ufer hin und her. Sie gluckste in allen Tonarten und drückte in ihrer Hühnersprache Angst und Warnung, Bitte und Befehl aus. Aber das mißratene Kind hatte endlich sein Element gefunden und wollte es nicht so schnell wieder verlassen. Als nun auch noch plötzlich ein Insekt dicht über dem Wasserspiegel dahintaumelte, rannte das kleine Entchen, das ja noch so leicht war, blitzschnell auf dem Wasser dahin und hatte bald mit großer Geschicklichkeit den Hautflügler erhascht und gefressen. Nun kam es mit Selbstverständlichkeit ans Ufer, und ohne sich im geringsten durch die noch immer aufgeregte Mama stören zu lassen, entnahm es mit seinem niedlichen Schnäbelchen Fett aus der Talgdrüse, die jeder Wasservogel am Bürzel hat, und rieb sich gründlich und umständlich den kleinen Daunenbalg damit ein. Überall hin gelangte der Schnabel, und die so ganz anders gearteten Geschwister sahen's mit Staunen. Dann führte die Glucke ihre Schar eiligst nach Hause, denn die Nachbarschaft des Wassers war ihr unheimlich geworden.

Zwischen den Hühnerküken krabbelte ein kleiner Breitschnabel im Nest

Die Küken hatten das Watschelchen nicht immer sehr gut behandelt, weil es unbeholfener war als sie selbst, doch was sie da eben mit angesehen hatten, ließ den kleinen Bruder gewaltig in ihrer Achtung steigen. Aber der machte sich daraus ebensowenig wie vorher aus den gelegentlichen Schnabelstößen. Von da an suchte das Entlein jede Gelegenheit, um baden zu können, und der Junge baute ihm denn auch ein Becken auf. Die Glucke gewöhnte sich mit der Zeit daran, doch sah sie es nicht gern, wenn ihr Sorgenkind seiner eigenartigen Passion nachging.

Das Söhnchen des Hauses kümmerte sich viel um die Glucke und die Kinderschar. So wurden die Tierchen sehr zutraulich, vor allem aber der kleine Erpel. Sowie der Junge auf den Hof trat, kam das kleine Ding herbei und zeigte seine Freude, indem es mit seinen winzigen Flügelchen schlug, an denen gerade die ersten Federkiele wuchsen.

Pak ließ sich von dem Jungen auf dem Arm nehmen

Wenn der Junge mal nicht so sehr auf das Entchen achtete und gedankenlos oder eilig schnell den Tieren Futter streute, so fühlte er, daß ihn etwas am Fuß zupfte; das Erpelchen zog ihm die Schnürsenkel auf. Bald hatte das junge Ententier seine Geschwister im Wachstum überholt und fing an sich zu befiedern. Es ließ sich willig von seinem kleinen Pfleger auf dem Arm herumtragen, knudeln und streicheln und hörte auf seinen Ruf, selbst wenn es ziemlich weit entfernt war.

Aber allen andern Menschen wich das Kerlchen aus, wenn auch nur auf Armeslänge. In dem Maße wie er wuchs, wurde der kleine Wilderpel frech. Er hatte es sehr bald spitz, daß er auf dem Hofe eine Sonderstellung einnahm, und das nützte er aus.

Die Bäuerin kniff er gerne ins Bein, und den Bauern beschimpfte er, wenn er in seinen schweren Stiefeln über den Hof stampfte, ohne ihm, dem kleinen lieben Erpelchen, einen Blick zu schenken.

Einmal stand an das Tor der Scheune gelehnt ein Sack mit Korn. Unten war der Sack etwas schadhaft, aber ohne daß er ein Loch gehabt hätte. Der Breitschnabel mußte das untersuchen. Er zupfte und bohrte solange, bis ein paar Körner herausfielen, und nun erweiterte er das Loch erst recht. Bald darauf holte der Bauer den Sack und trug ihn

über den Hof zum alten Haus, in dem die Vorratskammer war. Eine breite Spur von Körnern zeichnete seinen Weg. Vielleicht wäre es gar nicht aufgefallen, aber als er wieder auf den Hof trat, sah er eine lange geschwungene Kette von Hühnern sich quer über den Hof ziehen, und alle pickten emsig, damit die gelbe Spur schnell wieder verschwände. Der kleine Erpel, der Urheber dieser Schlangenlinie von Hühnern, beteiligte sich auch an dem Frühstück, als er hinter sich einen Schatten wahrnahm. Er lief schnell ein paar Meter fort und Mautz, dessen Schatten es war, machte einen Sprung. Doch besann er sich noch rechtzeitig, um so mehr, da der alte Hund, der an der Kette lag, ein drohendes Knurren gegen ihn hören ließ. Sonst ließ der Wächter des Hofes sich nur selten vernehmen und war lange nicht mehr so wachsam wie früher. Warum sollte er auch?

Die Menschen lassen so ein Tier sein Leben gefesselt verbringen, es bewegt sich auf einem Raum hin und her, der etwa einen Quadratmeter mißt, und die Hütte ist meist ganz ungenügend und läßt Kälte und Feuchtigkeit herein. Zu fressen bekommt der Hund was übrig bleibt, das heißt: Kartoffeln, etwas Soße und Knochen. Dabei wäre es leicht, vom Schlächter Abfallfleisch, wie gereinigte Fettdärme, Schweineohren oder Lunge, die auch sehr billig sind, zu kaufen.

Wie selten sieht man, daß jemand so einen Hofhund streichelt, ihn freundlich anspricht oder sich mit ihm beschäftigt. Wird er doch mal losgemacht und wagt sich ins Haus, so trifft ihn in den meisten Fällen ein Holzscheit oder ein Pantoffel in die Rippen. Da entflieht der immer Hungrige auf den Hof.

Wie nahe liegt da, daß der Hund zum Wilderer wird!

Wären die Leute nun so vernünftig, einen kleinen oder mittelgroßen Hund zu nehmen, so wäre die Ernährungsfrage und die Unterbringung viel leichter zu lösen. Aber nein, es muß ein stattlicher Hund sein, am besten ein Schäferhund.

Früher hielten die Menschen auf dem Lande alte, bodenständige Rassen, wie den Schnauzer oder Fuhrmannsspitz. Beide Hunde waren nur mittelgroß, intelligent und treu, scharf und wachsam. Wieviel sympathischer ist es auch, einen Hund von guter Rasse um sich zu haben, als einen Fixköter.

Wo nun heutzutage wirklich ein Rassehund an der Kette liegt, da ist es von dreien – zweimal der Schäferhund. Er ist eben in der Mode. Doch diese Rasse braucht den Umgang mit dem Menschen, eine gütige aber feste Hand, eine verständnisvolle, fachmännische Dressur. Dann ist er als Begleithund, Blinden- oder Polizeihund hervorragend an seinem Platz. Als Kettenhund aber wird er gefährlich, wenn er abends frei herumlaufen darf. Es ist kein Zufall, daß so viele Schäferhunde beim Wildern gefaßt werden. Durch Gift, Falle und Schuß ist schon mancher Hund dieser Rasse umgekommen. Sein reges Wesen, das starke Gebäude, die hohen Läufe und die gefährlichen Zähne machen ihn geeignet für diesen Beruf, der den Wildbeständen so verhängnisvoll wird. Dabei jagen Schäferhunde oft mit einem Kumpan und dann wird es ganz schlimm.

Die beiden Räuber, die festen Wechsel des Wildes genau kennend, arbeiten exakt nach einem Plan. Der eine legt sich gut gedeckt vor den Wechsel und verhält sich vollkommen ruhig. Der andere umschlägt die Schonung in weitem Bogen und hetzt nun auf dem Wechsel dem Vorliegenden das Wild zu. Eilig – aber nicht in Panik – denn er verläßt sich

auf seine weit besseren Läufe, flüchtet der Hase durch die Schonung. Bald ist er am Rande der Dickung und will quer über die Blöße in den Hochwald, da fährt etwas hinter einer dichten Schonung hervor auf ihn zu. Einen Haken schlägt er noch, dann ist die andere Bestie heran, und ohne ihn erst abzuwürgen, reißen die beiden Köter den laut klagenden Hasen auseinander.

Zu solchen Geißeln der Reviere entwickeln sich viele Hunde, deren Leben an der Kette zu jammervoll dahin floß.

Oft gibt der Mensch solch armem Kerl ungenügend zu fressen, läßt ihn grausam frieren, hält ihn in kläglicher Gefangenschaft und kommt diesem so liebebedürftigen Tier niemals mit Güte und Freundlichkeit entgegen. Mit wie wenig Berechtigung verlangt dann der Herr des Hundes bedingungslosen Gehorsam, Treue, Wachsamkeit und – wenn er in Gefahr ist – Aufopferung bis in den Tod. Daß die »Töle« die Hühner und Gänse respektiert, trotz des ewigen Hungers, das erachtet Herrchen als eine Selbstverständlichkeit.

Tatsache ist, daß die Kettenhunde auf dem Lande im Durchschnitt nicht länger als sechs bis sieben Jahre leben. Das ist die Hälfte der Zeit, die ein gut gepflegter Hund lebt.

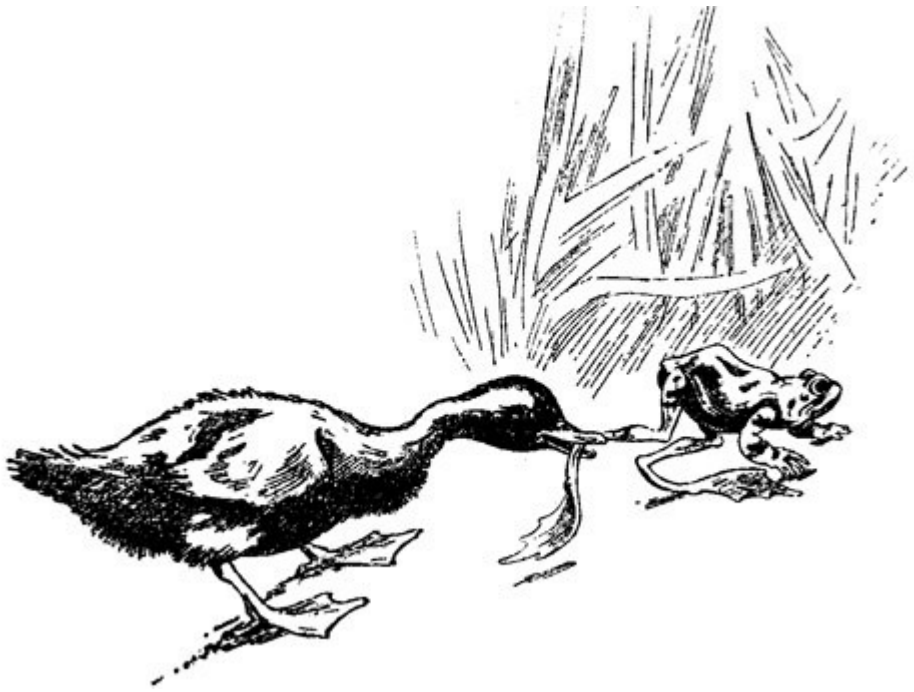
So schlecht war es auch um den Hund des Hofes bestellt, auf dem der kleine Erpel heranwuchs.

Es kam gar mancher Mensch auf den Hof, der nicht von dem Hund gemeldet wurde. Früher, als er sehr wachsam war und jeden Fremden laut und anhaltend angebellt hatte, da war seinem Herrn und Meister auch das nicht recht gewesen und er hatte ihn oft angeschrien und manchmal sogar etwas nach ihm geworfen. »Kenne sich einer mit diesen merkwürdigen Menschen aus«, er, Tyras, bellte nur noch ein bißchen, wenn ein guter Bekannter kam. Die kleine Ente hatte eine andere Auffassung.

Nach ihrer Meinung war es nur eine begrenzte Zahl von Menschen, die hierher gehörte. Jeder andere war fremd, und darum verdächtig. Daher kündigte das kleine Tier jeden, der auf den Hof kam, durch lautes Paken an und ersetzte so den Wachhund.

So wuchs der Erpel heran, wie auch Mautz langsam vom Kätzchen zum Jungkater wurde. Als er sich für die Küken interessiert hatte, wurde ihm der Standpunkt eindeutig klar gemacht, und doch sollte er, was das Hausgeflügel anbelangt, noch einmal rückfällig werden.

Das Erpelchen war wieder einmal seiner eignen Wege gegangen und hatte das feuchte Element aufgesucht. Fröhlich schnickerte es an den Schilfrändern des Baches herum, gründelte nach Pflanzen und Schnecken, als es im mulmigen Boden des Baches ein Froschbein erwischte. Der dazugehörige Wasserfrosch versuchte aus Leibeskräften loszukommen, aber der Jungerpel nahm ihn mit nach oben. Das war keine Kleinigkeit, denn wahrhaftig, der grün und dunkel gemusterte Paddex war ein achtbarer Bursche. Er ruderte wie ein Menschenkind an der Schwimmangel und kämpfte um sein Leben. Aber Erpelchen hielt fest, ging rückwärts an Land und zog den Frosch, der erst jetzt erkennen ließ, was für ein gewaltiger Bursche er war, mit Mühe nach sich.



Der Frosch war ein gewaltiger Bursche

Im Gras quabbelte der grüne Wassermann mit allen Kräften um loszukommen, denn er hatte schon gemerkt, daß sein Feind dem Knabenalter kaum entwachsen war. Als nun der unternehmungslustige Entenjüngling nachfassen wollte, riß sich der Frosch los und sprang eilends zum Wasser – sein Widersacher hinterher.

In diesem Moment war es dem kleinen Erpel, als wenn etwas an seinem Schwanz risse, gleichzeitig hörte er hinter sich ein Geräusch wie von einem Sprung. Instinktiv stürzte er sich ins Wasser, bis in die Mitte des Baches. Da sah er seinen Hofgefährten Mautz, den Katerjüngling, mit zuckender Lunte am Ufer stehen und ihn mit glühenden Augen betrachten. Und es wurde dem jugendlichen Breitschnabel klar, daß er eben vom Jäger zum Gejagten geworden war. Er beschimpfte den Grauen lang und anhaltend und machte auf diese Weise zum ersten Male die Erfahrung, daß selbst Leute aus der täglich gewohnten Umgebung sehr unangenehm überraschen können. Erst lange, nachdem Mautz abgezogen war, verließ das verängstigte Entlein das Wasser und erreichte gut gedeckt durch Busch und Gras, den Hof und seine Pflegemutter nebst Stiefgeschwistern.

Erpelchen hatte aber seit diesem Tage einen schillernden Haß gegen den Kater, den sich die Menschen gar nicht erklären konnten. Die Glucke konnte das zwar auch nicht, aber ihr genügte es vollkommen, daß ihr eigenartigstes Kind den Kater fürchtete und anfeindete, um augenblicklich auch ihrerseits Mautz mit allem, was sie hatte, an den Kopf zu springen, wenn er sich in der Nähe ihrer Kinder blicken ließ.

Mautz jedoch ließ sich warnen, zumal da der kleine Junge Verdacht geschöpft hatte und die Zuneigung, die er für den Kater hegte, sich sehr abkühlte. Von da an beachtete der Kater das Federvolk nicht mehr. Aber der Entenknabe traute ihm nicht, und es wurde ihm zur zweiten Natur, daß Geschöpfe mit Haaren und behutsamen leisen Bewegungen zu meiden seien und man von ihnen nichts als Verdrießlichkeiten zu erwarten hätte.

Als der Spätsommer herangekommen war, wurde aus dem jungen Entlein ein richtiger Erpel. Die herrlichen Farben des Wilderpels hatte er zwar noch nicht, er war eigentlich von einer Ente nicht zu unterscheiden, sein Federkleid war braun mit dunkler Säumung.

Er hatte den Verkehr mit seiner Familie ganz abgebrochen, denn in sein Leben war ein wundersames Erlebnis gekommen. Er konnte – – – fliegen!

Eines Tages, als gefüttert wurde und alle Küken halb fliegend, halb rennend herbeigeeilt waren, da bekam auch der junge Stockerpel Luft unter die Flügel, und ehe er sich's versah, hatte er sich ziemlich hoch erhoben. Nachdem er einen kleinen Bogen um den Hof geflogen war, ließ er sich wieder nieder. Doch von diesem Tage an flog er täglich etwas mehr, und so kam der Augenblick, in dem er begriff, daß ihm die Welt offen stünde. Er stieg hoch empor, zog über Bäume und Häuser hinweg, und bald wurde sein Flug sicher und schnell. Auf einem alten Torfstich, der dicht von Birken und Erlen umstanden war, fiel er ein.

Tsch-sch-sch, machte das Wasser, als er aus der Luft herabfuhr und aufsetzte. Eine halbe Minute saß er regungslos mit erhobenem Kopf und sicherte. Wer hatte den als Haustier Aufgewachsenen das gelehrt? – Wie konnte er wissen, daß die Freiheit gleichbedeutend mit Gefahr sei? Nachdem sich der Entdecker einer neuen Welt vergewissert hatte, daß alles in Ordnung sei, ging er auf die Futtersuche. Er brauchte aber nicht lange zu suchen, denn es gab ja so viel. Entengrütze, viele andere Arten von Wasserpflanzen, darunter delikate Sorten, kleine, außerordentlich schmackhafte Schnecken, Fischbrut und manches andere, was einen Entenschnabel entzücken konnte. Der junge Entenmann schwelgte in lauter Herrlichkeiten. Immer wieder gründelte er und überall glitt sein glatter schlanker Leib hindurch, und er vergaß ganz, wo er noch vor kurzer Zeit gewesen war. Aber schließlich wurde er satt und nestelte an sich herum, unbekümmert um seine Umgebung. Da hörte er ein Pfeifen oder Klingeln von schnellen Schwingen und fünf große Vögel fielen geräuschvoll neben ihm ein. Genau wie er getan hatte, saßen sie ein paar Augenblicke starr und unbeweglich, um dann den Herrlichkeiten der Tafel zuzusprechen. Scheu näherte sich ihnen der Jungerpel, denn ihm war klar geworden, daß sie seinesgleichen waren. Doch ein junger Bursche, ganz ähnlich wie er selbst, war gar nicht scheu. Er zog ihm entgegen und ohne jede Vorrede schlug er auf den ihm Fremden ein. Schnell ward ihm Unterstützung und der wilde Hauserpel, oder der häusliche Wilderpel, stand auf und ergriff die Flucht. Aber der Herausforderer verfolgte ihn auch in der Luft noch und stieß ihn grob und roh. Bis hinter die Erlenbüsche drangsalierte er den fremden Jungerpel, dann erst kehrte er um und wollte wieder bei seinen Geschwistern einfallen. Schon sah er seine Gefährten sich unter ihm auf dem Wasser tummeln, als Donner und Blitz zu ihm herauffuhr.

In einer sengenden Lohe, die sein Leben verzehrte, stürzte er hinab und schlug laut klatschend aufs Wasser auf. Unter dem Lärm fliehender Flügel, die das Wasser schlugen, plantschte ein großer Hund durch das Röhricht. Eine Männerstimme rief ihm ermunternd zu. Dann Prusten und Schnaufen des Hundes, der den toten Erpel seinem Herrn brachte.

Eine Freundschaft wächst

Der aus dem neugewonnenen Paradiese so schnell Verjagte flog nach Hause. Die Hühner waren schon auf ihre Stangen geklettert. Der kleine Junge stand traurig auf dem Hof und starrte nach dem Himmel, an dem eben der Abendstern aufgegangen war. Er gab seinen Freund verloren und fing an zu weinen. Da plötzlich hörte er ein feines Geräusch, das sich etwa wie Si-si-si-si-si anhörte, es wurde schnell stärker, und die Umrisse eines Vogels tauchten am Abendhimmel auf. Noch ein paar bange Sekunden, und eine Wildente flog klingelnden Fluges über das Gehöft. In einiger Entfernung beschrieb sie einen Bogen, kam zurück, kreiste ein paarmal über dem Hof, wobei sie immer tiefer kam, und landete endlich. Sie wackelte mit dem Bürzel, schlug mit den Schwingen und pakte froh und laut. Als der Junge hinlief, kam ihm der verlorene Erpel entgegen, ließ sich hochnehmen und streicheln, wobei er etwas am Ohr seines Freundes knabberte, wie er immer tat, wenn er zärtlich sein wollte.

Den Erpel unterm Arm ging der Junge nun in die Küche, um Abendbrot zu essen. Er kam gerade zurecht und alle waren froh, daß Erpelchen wieder da war. Der Kleine stellte den Breitschnabel neben sich auf die Bank und gab ihm oft ein Häppchen. Wenn es dem Vogel zu lange dauerte, erschien der feine edle Kopf über der Tischplatte und ließ einen leisen, halb piepsenden – halb pakenden Ton hören. Die Eltern, die Schwestern und der Knecht, alle freuten sich über Erpelchens Zutraulichkeit. Nur Mautz lag auf dem Fensterbrett und tat, als interessiere ihn dieser »alberne Vogel« gar nicht, denn er war neidisch, seit der Junge den Erpel lieber mochte als ihn.

Nachher brachte das Söhnchen seinen gefiederten Freund in den Stall, wo der den Kopf ins Rückengefieber steckte, ein Bein im Bauchgefieder verschwinden ließ und so diesen denkwürdigen Tag abschloß.

Von nun an verschwand der Erpel jeden Abend und zog zu den Gewässern der näheren Umgebung. Auf seinem lustigen Wege traf er viele seiner Art, oft große Schofe bis zu sechzig Stück.

Manche alte Wildentenmutter mag sich gewundert haben, warum eine einzelne Jungente auf dem Zuge war. Daß es gewissermaßen eine zahme Wildente sei, darauf kam wohl niemand von den Artgenossen.

Aber so oft sich der Einzelgänger zu einem der Schofe gesellen wollte, er fand keine Aufnahme. Immer bissen die jungen Erpel ihn weg, er mochte noch so bescheiden sich den auf dem Wasser ihre Nahrung Suchenden genähert haben. Da wurde er traurig und zornig, erhob sich auf klingenden Schwingen und zog, wenn es noch nicht zu dunkel wurde, zu einem anderen Gewässer oder nach Hause. So ging das eine ganze Weile, und der Erpel wurde stark und feist dabei. Seine zutrauliche Art den Menschen gegenüber behielt er bei, und der kleine Junge hatte sich bald daran gewöhnt, seinen Liebling abends unterwegs zu wissen. Doch eines abends kam »Pak« – diesen Namen hatte ihm der Junge seit des Erpels »Stimmwechsel« gegeben – nicht nach Hause.

Bis in die tiefe Nacht wartete das Kind auf seinen kleinen Freund – doch der kam nicht. Tief unglücklich ließ sich der treue Kleine schließlich von seiner Mutter ins Bett bringen, und er weinte still, denn er war überzeugt, seinen Erpel nicht wiederzusehen.

Pak war, wie in letzter Zeit an jedem Abend, ein bißchen »bummeln« geflogen. Die andern Enten mochten ihn nicht – na gut – er hatte ja seinen kleinen Jungen, und die Herrlichkeiten der Gräben und Teiche schmeckten am besten, wenn man sie für sich allein hatte.

Ein Fließ in den Wiesen war es, das er heute beehrte. Die Turteltauben waren gerade dabei, in den Erlen ihre Schlafplätze zu beziehen. Mit ihrem metallisch klingenden Flügelschlag bewegten sie sich in den Baumkronen hin und her und es war, als könnten sie so schnell den Tag nicht beenden, der ihnen so viele gute Körner gebracht hatte.

Pak ließ sich seinerseits nicht in seiner Abendmahlzeit stören, und schnickerte und schnackerte in der Entengrütze herum.

Plötzlich prasselte und knallte es, es klirrte, als wenn Geschirr zur Erde stürzt, und Pak erstarrte entsetzt in aufrechter Haltung. Die Tauben waren davongestoben! Da mußte irgend etwas kommen. Schon wollte der Erpel aufstehen, als er einen Menschen das Fließ entlang kommen sah. Erpelchen dachte gerade »wie dumm doch Tauben sind«, als in Donner und Blitz ein heißer Schmerz seinen Flügel zerriß. Er sprang förmlich aus dem Wasser in die rettende Luft, doch er schlug nur einen Haken, dann war er schon wieder im Wasser. Mit hängendem, schmerzendem Flügel huschte er ins Schilf und verbarg sich unter einer Uferkaupe.

Es war des Erpels Glück, daß der Schütze keinen Hund mit hatte, sonst wäre es aus mit ihm gewesen. So zog der Mann bald ab, da er einsehen mußte, daß sein Suchen vergeblich sei.

Eine Weile drückte sich der Verwundete noch, dann kroch er hervor und trat den beschwerlichen Heimweg an.

Und der war weit!

Der Weg über Kaupen und durch engstehendes Gras war für den verwundeten Vogel schwer. Dann aber kam der arme Kerl darauf, daß er ja eine der Wagenspuren benützen könne, die den Weg durch die Wiesen kennzeichnete. Und wirklich, die Idee war gut – jetzt kam er vorwärts.

Auf dem langen Weg zu seinem heimatlichen Hof beschäftigte ihn allerlei. Wie war es möglich, daß ihn ein Mensch so grausam verwunden konnte in der offenbaren Absicht, ihn umzubringen? Denn es war dem Erpel klar, daß er einfach Glück gehabt hatte, so hart die Schmerzen auch waren, und so bitter der Gedanke, daß er nun nie wieder würde fliegen können.

Bei diesen traurigen Erwägungen empfand er eine große Sehnsucht nach dem Jungen, und er wünschte nur, recht bald bei ihm zu sein. Dann kam er an das Brett, das über dem kleinen Graben lag und das er immer von hoch oben – ganz klein – gesehen hatte. Jetzt, in seinem Elend, diente es ihm als angenehme Erleichterung. Nun erreichte er den Kartoffelacker – und an dessen anderem Ende lag der Hof. Hurtig lief Pak die Furche entlang, immer schnurgeradeaus. Das Kartoffelkraut deckte ihn und machte ihn unsichtbar. Das war sehr angenehm – denn der Mond schien hell. Als der Erpel den Acker hinter sich hatte und den Weg überqueren wollte, um durch den Zaun zu schlüpfen, kam Mautz auf ihn zu.

Ach – um Gottes Willen!!!

Pak erkannte sogleich, daß er nur nötig hätte, seine Bestürzung zu zeigen – – und es wäre um ihn geschehen. So ging er denn – äußerlich vollkommen ruhig – innerlich bebend, an dem gehaßten und gefürchteten Kater vorbei, – und würdigte ihn keines Blickes.

Aber der Kater sah ihn an.

Seine blassen Augen hingen an Pak, und ihm war, als wäre der Erpel anders als sonst. Der Bursche konnte ja seit einiger Zeit fliegen – ärgerlicherweise! Mautz folgte dem Enterich. Der war sich seiner schlimmen Lage voll bewußt. Doch er hatte sich eisern in der Gewalt, ging ruhig und selbstverständlich vor seinem Todfeind her, schlüpfte durch den Zaun und überquerte den Hof. Der Kater immer hinter ihm, und jeden Moment fürchtete Pak, die Zähne und Krallen seines Feindes würden sich in seinen Hals bohren. Der Kater dachte: Ist er krank oder nicht? – Was tut er in der Nacht außerhalb des Stalles? Mautz beschleunigte seinen Schritt und kam dicht an den Erpel heran. Doch da verlor der Enterich die Nerven und stürzte vorwärts. Der Kater machte einen Sprung, erwischte aber nur Federn. Pak sah vor sich die Hundehütte und das schwarz gähnende Loch darin, und er schoß hinein.

Pak schoß in die Hundehütte

Tyras tat ihm nichts, denn der Erpel gehörte ja mit zum Hof, wenn er auch etwas plötzlich zu Besuch kam. Aber schon war auch der Kater, jede Scheu vor dem Hunde in der Aufregung der Jagd vergessend, am Eingang, im Begriff hinein zu kommen.

Da aber kam der alte Tyras heraus! Viel hätte nicht gefehlt und Mautz wäre in den Katzenhimmel hinübergewechselt. Sein geschmeidiger Sprung rettete ihn.

Diese Nacht blieb der ganz erschöpfte Erpel bei Tyras in der Hütte, und lag sicher und warm in die Weiche des Hundes gebettet, der auch mal froh war, nicht allein zu sein.

Am nächsten Morgen, der Junge wollte gerade traurig zur Schule gehen, stand Pak neben dem Hund vor dessen Hütte.

Na, die Freude!!!

Später wickelte die Mutter den Entenvogel in ihre Schürze und ging mit ihm zu einer alten Frau, die im Dorfe wohnte. Sie verstand etwas vom Heilen. Als sie gesehen hatte, daß nur ein Schrotkorn einen Flügelknochen glatt durchschlagen hatte, ohne ein Gelenk verletzt zu haben, schiente sie den Flügel sehr geschickt mit Holzstäbchen, und die Bäuerin trug Pak wieder nach Hause. Und wirklich, nach vierzehn Tagen war er ganz gesund und konnte wieder fliegen.

Trennungsschmerz

Eines Tages trat der Pächter der dortigen Jagd auf den Hof. Er wollte von dem Bauern ein kleines Stück Acker pachten, das, mitten im Walde gelegen, sich vorzüglich für einen Wildacker eignen würde. Die beiden Männer wurden auch handelseinig und der Pächter machte gleich aus, der Bauer solle ihm das Stückchen Land pflügen und eggen, und, wenn die rechte Zeit gekommen wäre, Seradella darauf säen. Nun sprachen sie noch über die Jagd, der Bauer meinte, dort wechsele das Rotwild, und er glaube bestimmt, daß die Seradella angenommen würde. Als der Pächter schon gehen wollte, sah er auf einmal die Wildente. Der Bauer wurde etwas verlegen, wegen des ausgenommenen Entengeleges, aber der Pächter machte es ihm leicht, ging über den peinlichen Punkt hinweg und freute sich über die Zutraulichkeit des Wildvogels. Er holte ein Stück Brot aus der Tasche und fütterte den Erpel. Der kam sehr nahe heran, wenn er sich auch nicht streicheln ließ, und der Jägersmann sprach freundlich mit ihm. »Wollen Sie das Tier nicht verkaufen, Meister?« So fragte er den Bauern. Nein, das wollte er nicht, der Bauer, sein Junge hinge so an dem Tier, und sie hätten sich alle daran gewöhnt, und die Ente gehöre mit zur Familie, äße mit am Tisch und, wie gesagt, das Tier gehöre dem Jungen. Aber er fragte doch, »was der Herr denn anlegen würde«. »Zehn Mark«, war die schwerwiegende Antwort ... Donnerwetter!!! Zehn Mark!!! Das waren ja vier Zentner Kartoffeln!!! Er würde natürlich das Geld dem Jungen geben, in dessen Sparbüchse. Und nach einigem Hin und Her, Ja und Nein hatte der Pächter den Erpel gekauft. Der Bauer lockte ihn mit etwas Gerste in den Stall, dort fingen die beiden ihn und Pak wurde davongetragen. Den Jungen konnten die zehn Mark nicht trösten, für ihn war und blieb es der erste Verlust eines Freundes.

Der Vater, der immer wiederkehrenden Fragen und Bitten müde, fuhr ihn schließlich grob an. Er fand, der Junge stellte sich ein bißchen an, schließlich war es doch bloß ein Tier. Hier standen sich zwei Anschauungen gegenüber, die immer unvereinbar bleiben werden.

Der Jagdpächter sperrte Pak vorläufig in den Stall, fütterte ihn gut, war nett zu ihm und gab sich überhaupt viel mit ihm ab.

Eines Morgens kam ein kleines Päckchen mit der Post, dem entnahm der Mann einen Gegenstand und ging zu Pak in den Stall.

Er fing den Enterich ein, legte ihm den Gegenstand – eine Flugfessel – geschickt an, und Pak war, ohne verstümmelt zu sein, wie es sonst aus solchem Anlaß üblich ist, flugunfähig. Bei der Verstümmelung amputiert man das vorderste Stück des Flügelknochens. Doch das widerstrebte dem Jäger. Wenn nun Pak auf dem Hofe herumlief, sah ihm niemand an, daß er unter den geschlossenen Flügeln eine Fessel trug, die ihm allenfalls erlaubte etwas zu flattern, aber nicht zu fliegen. Pak war jung und gesund, er gewöhnte sich an die neue Umgebung. Der Pächter wohnte, wenn er draußen auf seiner Jagd war und nicht in Berlin seinem Beruf nachging, bei einer alten Bauersfrau. Auf deren Hof lebte nun Pak mit Hühnern, Puten und Gänsen zusammen, und da die Alte freundlich zu ihm war, so war er leidlich zufrieden. Ein Gutes hatte das veränderte Leben auf alle Fälle, Pak war von dem verhaßten Mautz befreit.

Wenn man den Pächter fragte, warum er soviel Geld für die Wildente ausgegeben habe, dann sagte er nur – er hätte schon gewußt, was er tat.

Der Verlust der Heimat

Die erfolgreiche Jagd auf das Rebhuhn bleibt unauslöschlich in des Katers Bewußtsein. Er lichtet den Mäusebestand, erwirbt Verdienst in den Augen seines Herrn und sitzt im übrigen auf der Ofenbank und spinnt. Phlegmatisch und lässig erhöht er die Behaglichkeit der Küche.

Dämmerung erfüllt den Raum. Die Lampe brennt noch nicht, nur beweglicher roter Schein spielt aus dem Herdloch. Der Rauchfang gähnt schwarz und viereckig, Würste, Speckseiten und Schinken hängen da oben. Ein Holzscheit knistert und knallt in der Glut – der Kater schnurrt. Sein Schatten, riesengroß und grotesk, bewegt sich an der Wand, wenn das Feuer auflodert. So kann er stundenlang sitzen. Erinnerungen, Empfindungen oder Ahnungen weben in ihm. Zwar er selbst hat noch nicht viel erlebt, an das er sich erinnern könnte, doch die Erlebnisse und Erfahrungen von Generationen seiner Vorfahren, Erfahrungen, die längst feste Form angenommen haben und die seelische Zusammensetzung und einen Teil der triebhaften Fähigkeiten der Nachkommen ausmachen – all dies bewegt sich dunkel in dem Geschöpf, das da scheinbar unbewegt auf der Ofenbank sitzt. So schweift der Kater in den weiten Feldern des Unterbewußtseins. Doch da wispert etwas in entfernter Ecke der Küche. Sofort ist die Aufmerksamkeit des außerordentlich feinen Katzenohres erregt, die Augen weiten sich, und lautlos steht Mautz hellwach auf den Läufen! Unhörbar gleitet er in jene Ecke, die in völliger Dunkelheit liegt. Dort steht er regungslos, nur die äußerste Schwanzspitze zuckt kaum merklich. Da – plötzlich huscht vor ihm etwas Graues. Ein Prankenschlag! – – so blitzschnell, daß sein Kommen nicht zu beobachten wäre. Ein dünner Schrei – und die Maus taumelt im Halbkreis dem rettenden Loch zu, doch ein neuer, leichterer Schlag wirft sie zurück. Und wieder will sich das von Schmerz und Schrecken halb gelähmte Tier in Sicherheit bringen; vergeblich! Überall sind die unerbittlichen Krallen. Der Kater wirft sein immer noch lebendes Opfer wie einen kleinen Ball hin und her und spielt mit ihm, ausgelassen und graziös, wie ein junges Kätzchen, ehe er endlich der Quälerei ein Ende macht.

Als der Herbst zu Ende ging, nahm der Bauer den Kater eines Tages in den Arm, streichelte ihn – – und dann – – ehe Mautz es sich versah – – wurde er in einen Sack gesteckt. Da half alles Sträuben und Kämpfen nichts. Er sah auch bald ein, daß hier Gewalt ganz zwecklos sei und verhielt sich ruhig. Dann wurde er auf einen Wagen geworfen, und stundenlang rumpelte und stuckerte es mit ihm dahin. Schließlich klang es so, als bewegten sich Wagen und Pferd auf Holz, und dann standen sie still. Mautz konnte nicht ahnen, daß er jetzt auf einer Fähre über einen großen, breiten Fluß fuhr. Und dann ging es wieder noch einmal zwei Stunden mit dem Wagen weiter. Aber endlich wurde der Sack mit dem verängstigten Tier vom Wagen genommen und geöffnet. Struppig und zerdrückt saß er auf einem fremden Hof. Die Sonne tat seinen Augen weh, und Menschen, die er nie gesehen hatte, umstanden ihn. Gedrückt schlich er unter einen Schuppen, sprang auf die Deichseln und Stangen, die unter dem Dach lagen und leckte und striegelte sich, denn wie er jetzt aussah, fühlte er sich etwa so, wie wir uns fühlen, wenn wir verstaubt und ermüdet von einer langen Reise kommen. Sein bisheriger Herr hatte den Kater seinem Bruder mitgegeben, der sich vor Ratten nicht retten konnte. Der neue Besitzer und die anderen Menschen auf dem Hof ließen Mautz in Frieden. Sie gedachten, ihn sich erst an die neue Umgebung gewöhnen zu lassen, bevor sie sich mit

ihm abgaben. Doch als die Dunkelheit kam, hatte sich der Kater soweit erholt, daß er einen Entschluß fassen konnte. Er verschwand. Auf seinen alten Hof gehörte er – sonst nirgends hin! Und so nahm ihn die Dunkelheit auf. Die Nacht konnte ihm nicht den Richtungssinn schwächen, der ihn sicher geleitete auf seiner Reise nach Hause.

Mautz wird in den Sack gesteckt

Pak, die Wildente, konnte sich mit einem neuen Aufenthalt abfinden.

Mautz empfand die Trennung schwerer, denn eine Katze liebt den Ort ihrer Geburt mehr als ihren Herrn.

Auf weichen flinken Sohlen lief Mautz dahin. Die kühle herbstlich duftende Nacht war nur wenig von Sternen erhellt, denn große Wolken zogen am Himmel. Über Äcker, durch Wälder und über Eisenbahnschienen nahm der Kater seinen Weg. Nichts konnte ihn irre machen. Es war aber auch nichts da, was ihm als Anhalt hätte dienen können. Der Richtungssinn allein wies ihm den Weg zu dem Hof, auf dem er geboren war. Jetzt kam er an eine Blöße. Dürres Gras ließ den Kater verschwinden, nur Hals und Kopf ragten zur Hälfte heraus. So war Mautz kaum zehn Meter vom Kiefernwalde entfernt, als sich aus den dunklen Kronen ein Schatten löste.

Der Waldkauz kam mit weitklafternden Schwingen heran. Die im hohen Grase laufende Katze verkennend, hielt er sie für ein weit kleineres Tier. Unhörbar – wie eine große dunkle Flocke stieß der Kauz von hinten auf den Kater herab. Der fühlte in letzter Sekunde den Lufthauch und warf sich zur Seite. Doch einen bösen Riß an der Schulter hatte er weg. Er begriff, hier half keine Flucht, und wie eine Feder schnellte er empor.

Der Kauz – jäh erschrocken über die Größe und Kraft seiner vermeintlichen Beute – hing einen Augenblick rüttelnd über dem Kater.

Der Waldkauz hängt über dem Kater

Seine glühenden Augen trafen zwei grün schillernde Lichter, die voll Wut und Wildheit waren. Da machte der Raubvogel kurz kehrt und strich dem Walde zu.

Mautz aber leckte sich seine Wunde und dachte mit Grimm an den Vogel, der, wie eine Katze, einen dicken, runden Kopf mit leuchtenden Augen hatte, und der so leise angriff, wie es ebenfalls nur eine Katze konnte. Nicht größer als Pak, der Erpel, war der Kerl, und doch so ganz anders. Ein leises Grollen drang aus der Brust des Katers, als er seinen Weg fortsetzte. Hunger plagte ihn und seine Läufe wurden müde, denn so lange Wege war er nicht gewöhnt. Schließlich sprang er an einer hohlen Weide hoch, und in dem alten, knorrigen Baum schlief er, bis die Sonne ihn weckte. Steif und geschwollen war seine vom Kauz verwundete Schulter, aber er mußte weiter. Als er an einer Kiefernschonung entlang zog, die von den Strahlen der Morgensonne erwärmt wurde, flitzten plötzlich zwei Karnickel in ihre Baue. Da wurde er ganz langsam und niedrig und pürschte bis zur nächsten Ecke der Schonung. Vorsichtig – Zentimeter um Zentimeter rückte er voran, er, den niemand pürschen gelehrt hatte. Und doch sprang wieder ein Kaninchen in die schützenden Kusseln, denn Mautz war mit dem Winde gekommen, und so hatte ihn der graue Flitzer gewittert. Als wolle er den Kater auslachen, so wippte die weiße Blume des flinken Nagers. Verärgert wandte sich der Kater dem Felde zu, wurde ehrbar und fing sich eine Maus. Bald darauf noch eine und zum Schluß noch eine junge – zum Nachtisch. Dann ging es weiter. Ruhe konnte er erst wieder finden, wenn er auf dem Schuppendach in der Sonne lag, auf dem einst seine Mutter gelegen hatte.

Durch nasse Wiesen, dürre Heiden und buschigen Unterwuchs zog der heimattreue kleine Kater. Aber als die Sonne im Mittag stand, sollte ein Hindernis kommen, das er nicht zu nehmen verstand. Der Fluß! – Der Fluß – über den er mit der Fähre gefahren war. Breit und reißend, war er für eine Katze nicht zu durchschwimmen. Stundenlang

wanderte Mautz an dem schnell dahinreißenden Wasser entlang. Dann kam ein mächtiger Nebenarm, und der Kater kehrte um. Zurück den weiten Weg bis an die Stelle, wo er auf den Fluß gestoßen war, und nach längerer Ruhepause nach der andern Seite gewandert. Dann kam wieder eine Nacht, die Mautz in einem Heuschober verbrachte. Kaum graute der Morgen, so zog der Katzenodysseus weiter. Doch ein ausgedehnter Sumpf gebot ihm Halt.

Tagelang lungerte er am Fluß herum. Er magerte ab, denn nur selten fing er irgend ein kleines Tier, das geeignet war, den wütendsten Hunger zu bändigen. Endlich schlich Mautz sich, trotz größter Angst, auf eine Zille. Es dauerte auch nicht lange, und der Lastkahn fuhr ab. Er war wohl dreißig Meter vom Ufer entfernt, da stöberte ein kleiner schwarzer, schwanzloser Hund mit Stehohren den Kater aus seinem Versteck. Es war ein Schipperke, ein Hund der Rasse, die auf den Flußkähnen seit Jahrhunderten gezüchtet wird. Der jagte den verängstigten Mautz eine Weile hin und her, bis der Kater schließlich über Bord sprang. Er hielt den Kopf krampfhaft über das Wasser, die Augen standen ihm vor Angst heraus, und seine kleine Nase schnaufte verzweifelt. Mit Mühe erreichte Mautz das Ufer; – geschwächt wie es war, wäre das arme Katzentier beinahe ertrunken. – – –

So lag er denn und ruhte seine müden Glieder aus. Gerade wollte er anfangen, sich wohl zu fühlen, da biß ihn etwas schmerzhaft in die Sohle. Das brannte wie Feuer. Ärgerlich schüttelte der Kater die Pfote und zog weiter. »Nirgends Ruhe«, dachte er grimmig und verschwand in den Kusseln.

Aber auch die Waldameise, die den Leisetreter so unangenehm gebissen hatte, weil er sich – ausgerechnet – auf die Ameisenstraße gelegt hatte, packte das Stück Kiefernzweig, das sie hatte fallen lassen, und das doppelt so lang war, wie sie selbst. So winzig klein die Ameise gegenüber Mautz war, so beträchtlich war der Schmerz, den sie diesem Riesen, der sich über ihren Weg gelegt hatte, bereiten konnte. Und so kraftvoll und geschmeidig Mautz von der Natur geschaffen wurde, was war seine Kraft im Verhältnis zu seiner Größe gegenüber der Titanenstärke der Ameise im Verhältnis zu ihren Ausmaßen. Wie stark muß solch Insekt sein, wenn es Lasten, die das Eigengewicht um das Mehrfache übertreffen, über Riesenhindernisse hinweg, an Baumstämmen empor und durch die engen Gänge des Baues befördern kann.

Wenn Mautz dagegen ein Kaninchen, das etwa den dritten Teil von des Katers Gewicht wiegt, davonträgt, so kann er weder springen noch klettern. Er vermag nicht einmal schnell zu laufen. Die Ameise aber lief flott über die von Tannennadeln und kleinen Zweigen gebildeten Berge und Täler dahin. Häufiger kamen ihr andere Arbeitsameisen entgegen und als sie um den starken Fuß einer Kiefer bog, erhob sich der hohe Berg vor ihr, der die Wohnung ihres Stammes war. Am Eingang zum Bau wurde sie vom Wächter angehalten, auf ihre Stammeszugehörigkeit durch Betasten mit den Fühlern geprüft und dann durchgelassen. Der Gang, der ins Innere des Ameisenhaufens führte, nahm sie auf. In völliger Dunkelheit fand sie, geführt durch ihren wunderbaren Tastsinn, den Weg. Andere Ameisen, die hinaus zur Arbeit zogen, kamen ihr entgegen, wichen ihr, da sie zu tragen hatte, höflich aus, und als sich jetzt ihre Last in dem enger werdenden Gang festklemmte, griffen sofort zwei Kameraden zu, und schnell war der Aufenthalt beseitigt. Dann war sie am Ziel. An der schadhaften Stelle setzte sie das Zweigstückchen ein und machte wieder kehrt – um neues Material zu holen.

Als die Ameise auf einem andern Wege dem Ausgang zustrebte, begegnete ihr ein riesenhafter, plumper Geselle, der wohl zwölfmal so groß war, wie sie selbst: der Rosenkäfer. Behaglich schlenderte er den Gang entlang. Er füllte den Weg beinahe aus, so daß die Ameise sich an die Seite drücken mußte, um den dicken Kerl durchzulassen. Der Käfer hatte sich, wie viele seiner Art, im Ameisenhügel aus dem Ei, über die Larve und die Puppe, zum Käfer entwickelt; jetzt zog es ihn an die Luft, und er verließ den Bau. Das wurde ihm leichter als damals seiner Mutter das Hereinkommen. Das Rosenkäferweibchen hatte sich mit fest angezogenen Gliedern und Fühlern in die Nähe des Ameisenhaufens gelegt. Die Ameisen hatten versucht, eine Ritze in dem Chitinpanzer zu finden, um den Käfer töten zu können. Als das nicht gelang, schleppten sie ihn in ihren Bau, in der Hoffnung, daß er dort schließlich doch die geschlossene Schutzstellung aufgeben würde. Als das Rosenkäferweibchen nach etwa zwei Tagen den Ameisengeruch angenommen hatte, wurde es von den Bewohnern des Baues nicht mehr beachtet, erhob sich, legte seine Eier ab und verließ den Ameisenhügel. Die aus den Eiern ausschlüpfenden Larven nährten sich von den Baustoffen des Hügels, bis sie sich verpuppten. Dies war auch der Entwicklungsgang des Rosenkäfers, der jetzt die Stätte seiner ersten Jugend verließ.

Der Rosenkäfer verläßt den Ameisenbau

Die Ameise drückte sich also an dem Rosenkäfer vorbei und strebte dem Ausgang zu. Eben war sie zwischen zwei hohen Moosbergen durch ein tiefes Tal gelaufen, als sie auf sechs bis acht Stammesgenossen stieß, die im Kampf mit einer Raupe lagen. Sofort stürzte auch sie sich in das Abenteuer. Sie wollte mit den Greifzangen zupacken, aber die pralle Haut der sich bäumenden Raupe entglitt ihr, sie bekam einen Schlag, der sie durch die Luft fliegen ließ, dann schlug sie gegen einen Baum, daß ihr für kurze Zeit die Sinne schwanden. Sie erholte sich schnell, griff wieder an, und diesmal hielt sie fest. Schon hatten einige Ameisen die Haut der riesenhaften Gegnerin durchbissen, sie wühlten und rissen im Leib ihres Opfers, dessen Bewegungen matter wurden. Jetzt war auch die hinzugekommene Arbeitsameise bis zu den lebenswichtigsten Organen der Raupe vorgedrungen, als das gequälte Geschöpf zur letzten Abwehr ausholte. Der ganze Leib schlug und wand sich mit mächtiger Kraft, in Sand und Staub wurden die Ameisen, die nicht losließen, hin und her geschleudert, in schnellen, ruckartigen Bewegungen

krümmte sich die Raupe, so daß sich Kopf und Schwanzende trafen. Plötzlich ließen die Anstrengungen des zukünftigen Schmetterlings, der nie einer werden sollte, nach, und die Raupe starb. Langsam – aber mit stetiger Kraft, in vernunftvoller Zusammenarbeit schleppten die Sieger ihre Beute zum Bau.

Die Arbeitsameise setzte ihren Weg fort, um noch mehr Baumaterial zu holen. Bald hatte sie ein geeignetes Stück gefunden und wieder ging es unermüdlich zurück zum Bau. Unter der dicken Kiefernkussel durch, an den beiden vorjährigen Kienäpfeln vorbei und nun über die große freie Sandfläche. Der Kampf mit der Raupe und die rastlose Arbeit an dem heißen Tage hatten die Ameise geschwächt. Die Kraft reichte noch zum Laufen und Tragen, doch die Aufmerksamkeit für die Umgebung, für die jedem Geschöpf der freien Natur immer Gefahren bergende Umwelt, diese ständige Wachsamkeit hatte nachgelassen.

Als die Ameise schon beinahe die Sandfläche hinter sich hatte, rutschte auf einmal der Boden unter ihr weg, sie glitt in einen Trichter, mußte ihre Last fallen lassen und war mit großer Anstrengung beinahe wieder oben, als von unten, aus dem Mittelpunkt des Trichters, mit voller Kraft Sand nach ihr geschleudert wurde. Die tapfere Ameise rutschte wieder herunter. In solcher Situation wäre Mautz im Vorteil gewesen, denn wenn er auch nicht die stählerne Kraft der Ameise hatte, so besaß er doch zwei famose Sprunggelenke an den Hinterläufen, und die hätten ihn wohl über eine rutschende Sandfläche hinweggetragen. Die Ameise arbeitete sich noch einmal mit letzter verzweifelter Anstrengung nach oben! Aber wieder flog Sand, und als sie aufs neue in den Trichter hinabrutschte, da erfaßten sie mächtige Zangen und preßten ihr Leib und Hinterbeine zusammen.

In Schmerz und Entsetzen gruben die Vorderbeine im Sand, aber schon verschwand die Ameise langsam immer mehr. Der Ameisenlöwe zog sie zu sich hinab, und bald lag der Trichter wieder untadelig und ohne jedes Anzeichen eines vorangegangenen Kampfes da.

Mautz hat ein schlimmes Erlebnis

Nachdem Mautz sich mit seinem Schicksal abgefunden hatte, nie wieder nach Hause zu finden, erwachte sein Hunger aufs neue mit solcher Gewalt, daß ihm übel wurde. Er war in der kurzen Zeit zum Gerippe abgemagert, sein prachtvoller Balg hatte allen Glanz verloren und sah struppig und unansehnlich aus. Er setzte sich auf einen alten Stubben und leckte sich die wundgelaufenen Ballen, während er darüber nachdachte, wie er wohl zu einer Mahlzeit kommen könnte. Da hörte er einen Vogelruf, der klang ähnlich wie ein helles Lachen, Flügel sausten – und klatsch! – saß der Grünspecht ganz in der Nähe an einem Stamm. Mautz saß regungslos. Der Specht rutschte um den Stamm herum, hämmerte hier und da und war voll Eifer hinter den Larven im morschen Holz her. Seine rote Kappe leuchtete und bildete einen wirkungsvollen Kontrast zu dem sein abgetönten grünen Kleid. Jetzt rutschte der grüne Zimmermann nach unten. Als er hinter dem Stamm verschwand, duckte sich Mautz zum Sprung. Und da kam Rotkäppchen wieder zum Vorschein. Mautz spannte alle Muskeln an, und als der Specht noch ein Stück herabgerutscht war, schnellte sich der Räuber von seinem Stubben. Zehn krumme scharfe Krallen schlugen ins Holz, und nur eine grüne Feder schwebte zur Erde. Der Specht war um einen Gedanken schneller gewesen. Gellend klang sein Gelächter, als er im Wellenflug zwischen den Stämmen verschwand, Mautz zitterte vor Schwäche. Seine Nerven ließen ihn, geschwächt wie er war, nach der gewaltigen Anspannung im Stich. Aber nicht lange. Bald glitt er durch das Unterholz dahin. Nach allen Seiten aufmerksam, Lichter, Gehöre und vor allem die Nase für alles empfänglich, so pürschte der angehende Jäger durch den Wald, in dem es zu dunkeln begann. Es war ein Mischwald, und er stieß an die Wiesen.

Als Mautz Himmel und Wiese hell durch die immer düsterer werdenden Stämme schimmern sah, kam gerade der Vollmond herauf. In seinem Licht gewahrte der Kater dunkle Klumpen, die sich zu bewegen schienen, sie saßen in halber Höhe einer am Rande des Waldes stehenden Birke. Wie ein Schatten schlich der landfremde Kater heran. Jetzt sagte ihm seine Nase, daß da oben Vögel wären. Aber sie waren sehr groß und hatten lange spitze Stöße; niemals hatte er solche Vögel gesehen. Der Hunger peinigte ihn, und er wäre am liebsten drauflos gestürzt. Aber zu frisch war die Erinnerung an die Fehljagd auf den Specht. Überhaupt schämte sich der Kater, wie alle katzenartigen Tiere, wenn er fehlgesprungen war. Er brauchte nur daran zu denken, wie er damals Pak in die Hundehütte verfolgen wollte und Tyras ihn beinahe geschnappt hätte. Abgesehen von dem Schreck war ihm damals die Blamage gräßlich gewesen, und der Erpel war ihm von da an noch verhaßter als vorher geworden.

Diesmal mußte er es schaffen, und jetzt zeigte Mautz, der vor Hunger Schmerzen litt, und der in Wald und Feld nur wenig Erfahrungen gesammelt hatte, wer er war. Die Lichter unverwandt auf die großen Vögel gerichtet, kroch Mautz Schritt für Schritt vorwärts. So langsam – oh – so langsam.

Endlich war er am Fuß der Birke, deren Stamm, gottlob, etwas schräg gewachsen war. Und nun wurde die Pürsch erst schwierig. Aus dem Sammet der Pfoten mußten die Krallen treten, um sich in der Rinde einhaken zu können; aber sie durften nicht das leiseste Kratzen hören lassen. Jeder Meter, den der Kater unter größten Anstrengungen erklomm, dauerte Minuten. – Der ganze Körper wollte vor Anspannung zittern; er durfte es nicht! Und wieder einen Meter, und noch einen. Jetzt noch einen halben bis an jenen

Knorren, dann mußte er springen, denn näher an den untersten der Vögel heranzukriechen war unmöglich. – Fast war es erreicht, da erscholl über dem erstarrenden Kater ein hartes »Gock – gock«, und es kam Bewegung in den Baum. Aber – ein Bündel Muskeln und Sehnen flog wie ein Geschoß durch die Luft, den Bruchteil einer Sekunde zu schnell für das Opfer, das eben im Begriff war, sich vom Ast zu werfen. Unter dem Klatschen und Knallen davonstiebender Flügel schlug polternd ein kämpfender Klumpen zur Erde nieder. Und mit Zähnen und Krallen mordete die Hauskatze, in der knurrend das Geschöpf der Wildnis erwacht war, ihren ersten Fasanenhahn. – – –

Mautz schlägt den Fasanenhahn

Hell schien der Mond über die Wiesen, als Mautz an seiner Beute riß und nicht artig und bescheiden, wie es sonst Katzen tun, seine Mahlzeit nahm, sondern wie ein gieriger Hund sich vollschlug.

Der nächste Tag war einer jener Tage, die voll Farbenglut und wundervoller Stille, in einen hauchzarten Schleier gehüllt, das Land und alles, was darin lebt, bezaubernd erscheinen lassen. Die Luft, so frisch und duftend, war seltsam erregend und erweckte in den Geschöpfen der Mutter Natur ein gesteigertes Lebensgefühl und Sehnsucht nach Dingen, die sie doch nicht kannten.

Mautz allerdings genoß nur die Ruhe und Wärme. Er lag in der Astgabelung einer mächtigen starken Eiche, die wohl jahrhundertelang stand. Vielleicht lag einst da, wo jetzt der verwildernde Hauskater sich sonnte, ein Wildkater? Längst sind in Deutschland diese prächtigen Räuber ausgestorben. Sie waren weit stärker als die Hauskatze, hatten breitere Backen, dickere, kürzere Lunten, und wenn auch Mautz, ähnlich wie sie, gepardelt war, – der typische schwarze Sohlenfleck fehlte ihm.

Mautz stürzt mit dem Fasan zur Erde nieder

Durch das dürre, kupferfarbene Laub der Eiche fielen matte Sonnenflecken. Sie lagen auf der grünrissigen Eichenrinde ebenso wie auf dem Kater. Kein menschliches Auge hätte ihn so entdeckt, aber zwei kleinen schwarzen Äuglein, die voller Intelligenz waren und zu einem Zaunkönig gehörten, denen entging die in satter Ruhe sich streckende Katze nicht. Der kleine Kerl im rostroten Kleid, das seine hellere Flecken zierten, schimpfte gewaltig. Zeternd und wie eine gefiederte Maus hin und her schlüpfend, wippte »Grot Jochen« mit seinem winzigen Schwänzchen und gab nicht eher Ruhe, als bis ein Rotkehlchen und eine Gesellschaft Meisen ihm Beistand leisteten. Schließlich mußte Mautz das Feld räumen. Er sprang ärgerlich vom Baum und verschwand in der Dickung. Eine Weile noch folgte ihm die bunte, hartnäckige Schar, dann zerstreute sie sich.

Der Kater bummelte dahin. Nicht lange, so kam er an eine kleine Waldwiese. Mitten darauf stolzierten vier prächtige Vögel. Groß waren sie, und ihr Gefieder schimmerte wie Kupfer und Gold in der Sonne, ihre Köpfe aber wie Saphire und Smaragde. Der Wind stand gut, und so merkte Mautz bald, daß es dieselben Vögel waren, wie er einen in der vergangenen Nacht geraubt hatte. Obwohl der Kater satt war, packte ihn sofort das Jagdfieber. Wie eine Schlange, nur viel langsamer, glitt er in die Wiese hinein. Nach etwa zwanzig Metern blieb er liegen und wartete. Wartete, daß einer der bunten Vögel, die da

so prachtvoll in der Sonne prahlten, in seine Nähe kommen würde. Es dauerte lange. Doch plötzlich sauste etwas über seinem Kopfe dahin und dicht vor ihm fiel ein Fasanenhahn ein. »Buff«, und der prächtige Hahn stand in der Wiese. Er fing sofort an, sich an den Grasrippen zu äsen, dabei drehte er und wandte Mautz den Rücken zu. Gleich darauf schwanden ihm Sonne und Herbst, reife Körner und rote Beeren für immer dahin. Schnell verendete er unter den reißenden Fängen des Katers.

Der Zaunkönig beschimpft Mautz

Mautz fraß nur wenig und ließ den Rest liegen. – Mochte Nachlese halten, wer wollte. Er konnte sich alle Tage frischen Braten holen. Das tat er denn auch! Es verging kaum ein Tag, an dem er nicht einen Fasan riß. Hähne, Hennen und auch diesjährige Jungvögel.

In dem Revier, das dem Raubkater Gelegenheit gab, ständig so edles Wild zu reißen, wurden aber gerade die Fasanen mit viel Mühe und Geldaufwand herangeschont. Bei den großen Herbstjagden wollte dann der Besitzer mit seinen Gästen da ernten, wo er das Jahr über gesät und gepflegt hatte. Der Förster, dem das Fasanenrevier anvertraut war, merkte bald, daß ein schlimmer Schädling über seinen Fasanen war. Und da der Fasan besonders da, wo man das ganze Revier auf ihn einstellt, indem man Füchse, Iltisse und Wiesel kurz hält, womöglich ausrottet, sich nur wenig in acht nimmt, so war es doppelt fatal, wenn ein Stück Raubwild zuwanderte. Der Förster sah an Mautz' Fährte, daß es sich um eine wildernde Katze handelte. Er setzte sich da an, wo sich besonders viel Fasanen aufhielten, und hoffte darauf, daß ihm der Kater schon mal

kommen würde. Dreimal saß der Mann vergeblich auf dem Anstand. Dann aber kam ein Morgen, der sollte für Mautz bitterböse werden.

Es hingen noch vereinzelte Nebelschwaden über der Wiese, da verließ Mautz den Wald. Er stand, prüfte mit seinem feinen Näschen den Wind und richtete seine kurzen Gehöre nach vorn. Voll und geschmeidig war der Kater. Sein Balg hatte längst wieder den alten Glanz und seine hübsch geringelte Lunte zuckte leicht hin und her. Dort drüben an dem Weidenbusch müßte was zu machen sein, denn dorthin flogen gestern viele Fasanen. Wohl um sich an dem Bach, der sich dort vorbei schlängelt, zu tränken. Mautz fällt in seinen leichten, fördernden Trott und hält einen Fußsteg, der um die Wiese herumführt. Die Wiese ist noch sehr naß, und das mag keine Katze.

Mautz schwerkrank

Eine dichtgewachsene Tannenecke springt in die Wiese vor. Dieser nähert sich der Kater. Da vernimmt sein feines Ohr einen Laut. Es ist, als wenn etwas an einen der Tannenzweige da vor ihm streicht. Der Wind steht schlecht, darum will Mautz die Tannenecke umschlagen. Plötzlich donnert es, wie es der Kater noch nie gehört hat, eine schmale Feuerzunge leckt aus den Tannen, und eine gewaltige Kraft schleudert ihn zu Boden. Wütende Schmerzen reißen in Flanke und Keule des Katers und die Sinne wollen ihm schwinden.

Doch da sieht er einen Mann auf sich zukommen, der in der Hand einen rauchenden Stock trägt. Alle Kräfte reißt Mautz zusammen und erhebt sich taumelnd. Da rennt der Mann. Seine plumpen Füße dröhnen auf dem Boden. Der Kater schwankt, seine Glieder wollen ihm nicht gehorchen, Schmerzen wüten wie Feuer in seinem Inneren. Aber die tolle Zähigkeit seines Geschlechtes läßt den Kater trotz allem schneller werden. Aber da läuft auch der Verfolger, was er kann. Doch Mautz hat sich noch einmal soweit in der Gewalt, daß seine Läufe ihm wieder parieren. Er gewinnt den Wald – das Unterholz, und der Jäger bleibt zurück. Mit letzter Kraft erreicht der Todwunde einen verlassenen Bau. Hier in der rettenden Röhre bricht er zusammen und erwartet sein Ende. – – –

Mautz starb nicht. Aber es war, als wollte er auch nicht wieder zum Leben zurückkehren. Jammervoll siechte er dahin, verließ nur, wenn die warme Mittagssonne schien, für kurze Zeit den Bau und kroch bald wieder schwach und erbärmlich zurück in die wärmende Dunkelheit und Enge des glücklicherweise verlassenen Dachsbaues.

So gingen zwei bis drei Wochen dahin. Der Kater fing sich hin und wieder eine Waldmaus und, wenn ihm das nicht glückte, die wenigen Käfer oder Falter, die er zu so

später Jahreszeit noch ergattern konnte. Bei solcher Kost konnte er jedoch nicht wieder zu Kräften kommen. Inzwischen fielen die Blätter, die Winde fuhren ungehindert über die kahlen Felder und durch die leeren Wälder, und gar oft brachten die Nächte Frost. Da wäre es wohl doch mit dem halbverhungerten Mautz zu Ende gegangen – doch hatte das Geschick ein Einsehen. Als der Elendskater eines Morgens matt durch den Wald schlich, hörte er vor sich etwas rascheln. Sofort machte er sich lang und niedrig und eräugte dicht vor sich ein zu spät im Jahre gesetztes Junghäschen, das halberstarrt von der kalten Nacht im Fallaub lag. Schnell sprang Mautz zu, und traurig klang es durch den feuchtkahlen Herbstwald »ueee – – ueee – – uee – e – e –. Dann war es still. Der Buntspecht hörte für einen Moment auf zu hämmern. Unter ihm zog eine graue dürre Katze dahin, die auf gebogenem Hals den Kopf hoch hielt, denn der verendete Junghase, den sie trug, schlug ihr hindernd um die Vorderläufe. Der bunte Vogel mit dem meißelartigen Schnabel wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Er suchte in den Rindenspalten und am Stamm nach irgend etwas Freßbarem.

Mautz aber fing nach dem Rekonvaleszentenbraten an, zu Kräften zu kommen. Der Mäusefang fiel ihm wieder leicht, und so wurden seine Glieder straff, sein Rücken rund und sein schöner gepardelter Balg blank. Kaum aber war er einigermaßen beisammen, als er sich auch schon auf die Wanderschaft begab. Denn das hier war keine Gegend für ihn.

Die alte Feldscheune

Wo so etwas möglich war wie an jenem Abend, als er beinahe in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt wäre, da war keine Stätte für Mautzchen. So etwa empfand der Kater, als er in kalter, sternenklarer Nacht dahintrottete. Mußte er über eine freie Fläche, so prüfte er vorher aufmerksam den Wind, denn er war nun ein »gebranntes Kind«.

Ohne daß der Kater viel darüber nachgedacht hätte, war ihm eines völlig klar geworden: »Hüte dich vor dem Menschen«!! Menschen waren es, die ihn aus seiner Heimat, die ihm teuer war, gerissen hatten, obwohl er ihnen treu gedient hatte, indem er ihnen die Ratten vom Halse schaffte. Und ein Mensch war es, der ihn zu Tode verwundete! So mußte er dieselben Erfahrungen, wie sein Feind, der Erpel, sammeln, und er zog, Groll im Herzen, durch die kalte Nacht, auf der Suche nach neuen Jagdgründen. Als der Morgen graute, die Sterne verblaßten, und im Osten der Himmel zart errötete, trat Mautz aus der Kiefernheide und stand vor einer großen, alten Feldscheune, einem Fachwerkbau mit Lehmwänden und hohem, überhängendem Giebeldach, das trotz ehrwürdigen Alters noch gut im Stande war. Unten am Tor war ein Stück herausgefault, gerade groß genug, um dem Kater als Einschlupfloch zu dienen. Warmer Heuduft schlug Mautz entgegen, und bald hatten sich seine Augen an die Dunkelheit, die hier herrschte, gewöhnt. Die Tenne war bis auf ein paar Balken und Bretter, die in die Ecke gelehnt standen, leer. Heu und Stroh waren rechts und links bis hoch unter das Dach untergebracht, Mautz fuhr an den Brettern hoch, und landete von da mit einem eleganten Sprung im Heu.

Hier war ihm nach der langen Wanderung wohlig und gemütlich. Auch dämmerte ihm etwas wie eine Kindheitserinnerung auf, denn als kleiner Kerl hatte er oft mit seinen Geschwistern unter der immer wachen Obhut der Mutter auf dem Heuboden gespielt. Mit einem kleinen Seufzer, der wehmütig aber auch behaglich klang, rollte sich Mautz zusammen und schlief ein.

Die alte Scheune

Der Morgen graute, und Mautz wurde von einem Wispern wach, das ihm wohl bekannt war: Mäuse!

Der Kater riß die Augen auf! Da – über ihm, – auf dem Balken huschten zwei kleine graue Schatten entlang, ließen sich auf das Heu fallen und kamen direkt auf den Kater zu. Ein verliebter Mäuserich jagte hinter dem Weibchen her. Jetzt hatte er sie und wollte sich sein Gattenrecht nehmen. Aber da griffen zwei flinke Pranken zu, zwei spitze Klagelaute erklangen, und Mautz erwischte sie alle beide. Das fing gut an. Es dauerte auch nicht lange, da griff der neue Herr der Scheune wieder eine Maus und ihm wurde klar, daß er hier der rechte Mann am rechten Ort war. Nachdem er also gut gefrühstückt hatte, verließ er die Scheune. Doch als er aus dem Loch im Scheunentor trat, blieb er wie geblendet stehen und mußte die Augen schließen. Eine blitzende, gleißende Helligkeit strahlte ihm entgegen – Der erste Schnee war gefallen. Alles war weiß, wie es Mautz noch nie gesehen hatte. Schrecken erfaßte ihn, und es dauerte eine Weile, bis er sich von der Ungefährlichkeit des Neuen überzeugt hatte. Dann trat er hinaus. Doch entsetzt sprang der Kater wieder zurück, das Fremde, Unheimliche hatte ihn in die Sohlen gebissen! Zaghaft untersuchte er mit einem Vorderpfötchen den Schnee, bis er ihn schließlich als ungefährlich erkannte.

Und doch – das weiße Wetter blieb dem Kater verdächtig. Er – der sonst so gut mit der Umgebung zusammenklang – weil er die für seinen Wildererberuf so wertvolle unauffällige Färbung hatte, in der das bei anderen Katzen so gefährliche Weiß, das dem Auge des Jägers weithin sichtbar ist, ganz fehlte – er war plötzlich weithin sichtbar. Das verdroß ihn. Wenn er sich darüber klar geworden wäre, daß diese »Neue« ihm auch dadurch gefährlich wurde, daß seine Fährte allen, die es interessierte, sichtbar war, er hätte sich noch mehr beunruhigt.

Nachdem er eine Weile herumgewandert war und sich sein neues Revier angesehen hatte, war er ganz zufrieden. Eine große Kiefernschonung voller Kaninchenbaue, viele Dornenhecken, die Deckung boten, und ein Feldweg mit alten, hohen Weiden, das alles hatte ihm recht gut gefallen. So kehrte er denn wieder um und trollte zurück zu seiner Scheune.

In einem Hagebuttenstrauch, der vom frisch gefallenen Schnee überstäubt war, saßen vier Dompfaffen. Die Männchen mit ihren wundervollen roten Brüsten, zartgrau und weißen Rücken und Bürzeln, dazu mit glänzend schwarzen Käppchen, Schwänzen und Flügelenden, boten auf dem Hintergrunde des Schnees ein entzückendes Bild. Ihre Weibchen hatten dieselbe Zeichnung bis auf die Brust, die bei ihnen graubraun mit einer Ahnung von rosigem Anflug war. Mautz empfand dies winterliche Märchen nicht. Er sah nur die feisten rundlichen Vögel und hätte sie wohl gar zu gern ergattert. Aber er wußte – Singvögel kriegt man allenfalls, wenn sie ineinander verbissen, blind für die Umwelt, sich am Boden herumbalgen. Jetzt flogen die zwei Gimpelpaare auf. Der Schnee puderte von den Zweigen, als die Vögel, ihren Feind erkennend, davonstoben.

Dompfaffen im verschneiten Busch

Mautz trennte nur noch freies Feld von der Scheune, die sich groß und grau bis auf das beschneite Dach vom winterlichen Feld abhob, da hörte er hinter sich das schnelle Trommeln jagender Läufe.

Er fuhr herum und sah einen ziemlich großen, rank gebauten Hund auf sich zujagen. Sofort ergriff Mautz die Flucht. Weich und wie eine Welle lief der Kater, was er konnte. Jedoch der Abstand verringerte sich zusehends, und die rettende Scheune war noch ziemlich weit. Mautz keuchte, er rannte um sein Leben! Aber der Köter kam näher und näher, und Mautz, dessen Augen aus dem Kopfe standen und dessen Herz zum Zerspringen klopfte, hörte das Hecheln hinter sich immer gräßlicher. Und jetzt war der Hund heran! Er faßte den in Todesangst kreischenden Kater über den Blättern, aber der wand sich noch einmal heraus. Und da – in der Gewißheit – daß hier keine Flucht mehr helfen konnte, schlug die furchtbare Angst des Gejagten in tollkühnen Mut um. Mit zwanzig Krallen und einem Maul voller spitzer Zähne fuhr er dem Hund an den Kopf. Blitzschnell riß und schlug Mautz, was er konnte und wohin es traf. Der Hund, noch jung, klagte laut und dachte nicht mehr ans Würgen. Er machte kurz kehrt und rannte los. Aber der rasende Kater saß ihm im Genick und biß und schlug immer noch. Der Hund schweißte aus vielen Wunden und heulte erbärmlich. Endlich gelang es ihm, den

zornsprühenden Sieger abzuschütteln, und in gewaltigem Tempo entschwand er dem Kater aus den Augen. Der leckte und putzte sich, aber aus seiner kleinen Kehle drang immer noch ein leises Grollen. Dann legte er die Ohren an und trollte nach Hause in seine liebe Scheune. Schon war er am Tor und das Schlupfloch nahm ihn auf.

Der Lockerpel

Für Pak waren die Tage geruhsam dahingegangen. Er war munter und kregel zwischen dem vielen Federvolk herumgelaufen und hatte alle Tage gut und reichlich gefressen. An die Flugfessel gewöhnte er sich einigermaßen, und so glaubte er sein Leben auf diesem Hof zu kennen und war es zufrieden. Doch eines Tages sollte sich offenbaren, wozu ihn der Jäger gekauft hatte. Es war ein Abend, wie er sein soll, fand Pak. Es war still und die Luft etwas diesig, ein Wetter wie gemacht für den Entenzug, fand der Jagdpächter. Es waren auch schon mehrmals Enten über das kleine Bauernhaus dahingezogen, und in dem Gefangenen war eine wilde Sehnsucht, wenn der Leiterpel des Schofes sein heiseres »Brät – brät –« hören ließ.

Schnell waren die frei Dahinziehenden vorüber, und Pak blieb gefesselt, wo er war. Hochaufgerichtet stand er ganz still und wartete auf die nächsten Enten. Da näherte sich ihm der Pächter. Er streute ihm Gerste, und ehe Pak sich's versah, wurde er gegriffen und in einen Rucksack gesteckt. Der Jäger pfiff seinem Hund, hängte die Flinte um, und schwang sich auf sein Fahrrad. Fröhlich lief der Hund nebenher, bellte und sprang ausgelassen um seinen tüchtig zutretenden Herrn herum.

Der Hund war ein stichelhaariger Vorstehhund, ein Brauntiger, und sein Herr hielt große Stücke auf ihn. Bald waren sie bei den Wiesen angekommen. Gleich zu Anfang machte der Rauhbart einen Hasen hoch, aber ein kurzer Pfiff seines Herrn veranlaßte ihn sofort, von der Hetze abzulassen.

Jetzt nahm der Jäger seinen Hund an die Leine und schob das Rad in einen Erlenbusch. Vorsichtig pürschte er einen Graben entlang, der mit Buschwerk bestanden war. Dann hielt er an und spähte über die Büsche hinüber zu einem kleinen schilfumwachsenen Teich. Es lagen jedoch keine Wildenten darauf, und schnell, denn es war schon etwas spät, ging der Jäger zum Ufer, ließ den Hund »nieder« machen und nahm den Rucksack vom Rücken. Pak hatte ganz still der Dinge gewartet, die da kommen sollten, und als er nun hervorgeholt wurde, sah er die Welt, die er schon geglaubt hatte nie wieder zu erblicken. Wiesen und einen Teich –! Sein Herz klopfte vor Erwartung, denn er glaubte, freigelassen zu werden. Aber der Mann legte ihm eine Lederschlinge um das eine Ruder, an der Schlinge war eine lange Schnur, die lose zusammengelegt war. Der Pächter behielt das Ende in der Hand und warf den Erpel weit hinaus – auf den Teich. Pak klatschte aufs Wasser, wollte die Schwingen ausbreiten, denn er glaubte sich frei. Aber ach, die Flugfessel! – Also mußte er schwimmen. Und Pak ruderte munter drauflos, dem Schilf zu. Da riß etwas an seinem Ruder, und alle Bemühungen waren nutzlos, etwas hielt ihn fest.

Der Rauhbart macht einen Hasen hoch

Bald gab es der Entenvogel auf, das Unmögliche zu wollen. Und er fing gerade an, sich dieses und jenes einzuverleiben, da hörte er Enten klingeln. Er äugte hinauf – und richtig – da kamen sechse seiner Art gezogen.

Aber sehr hoch waren sie.

Wie gern wäre Pak aufgestanden und mitgezogen. Laut gab er seiner Sehnsucht Ausdruck. Auf sein Paken senkten sich die ziehenden Enten, machten einen Bogen und umkreisten den Teich mehrere Male.

Der Jäger hatte längst angebackt, und der Doppellauf ging jedesmal, wenn die Enten bei ihm vorüber kamen, mit. Aber sie blieben höher als die Flinte reicht, und der Schuß fiel nicht. Dann zogen die Enten weiter, und der Jäger und sein Hund blieben unbeweglich in ihrer Deckung. Da kamen schon wieder zwei Enten. Als sie Pak sahen, drehten sie sofort bei, umkreisten den See und wollten einfallen. Es waren ein paar junge Erpel, wie er. In einer schönen Kurve sausten sie herab, da brach der Schuß. Der eine klappte in der Luft zusammen und fiel laut klatschend aufs Wasser. Ruder und Flügel bewegten sich nur noch ganz wenig – dann war er verendet. Der andere hatte sich beim Schuß hochgerissen und strebte in reißendem Flug den Erlenkronen zu, weil er wußte, daß er dahinter außer Gefahr war. Schon hatte er die Wipfel erreicht, da krachte es zum zweiten Male, und auch er fiel rauschend durch das Laub zur Erde. Dumpf schlug er auf. Aber nur ein Flügel war zerschlagen, und sofort war er im Unterwuchs verschwunden. So schnell er konnte, schlüpfte er durch das Gewirr von Pflanzen, doch schon hörte er hinter sich Brechen und Hecheln. Kürzer wurde der Abstand, und der Hund, den seine feine Nase unfehlbar leitete, sah auf einmal die Ente. Noch ein paar Kreuz- und Querfluchten, ein verzweifeltes Flattern, und der Hund hatte sein Wild. Fest, aber nicht grausam, faßte der Rauhhaarige die Ente – ein guter Hund darf Federwild weder würgen noch quetschen – und brachte sie seinem Herrn.

Ein Erpel fällt im Schuß

»So recht! Bring her, mein Hund! Setz dich! Aus!« Der Jäger nahm die Ente, tötete sie schnell, und legte sie zu der anderen. Pak saß seit den Schüssen starr und unbeweglich. – Das hatte er schon einmal erlebt – und Schrecken erfaßte ihn. Voll Angst rührte er sich nicht. Es wurde dunkel, auf der Erde konnte man nur noch unklar unterscheiden, auf dem Wasser war es noch da möglich, wo keine Spiegelung war, aber gegen den Himmel war noch Schußlicht. Schon glaubte der Jäger, es wäre für heute zu Ende, da kam ein großes Schof von über dreißig Enten heran. Aber sie waren hoch, ließen sich nicht beirren und zogen weiter.

Der Mann nahm die Flinte herunter und wollte entladen. Da zischte über ihm die Luft, eine Ente strich von hinten pfeilschnell dicht über ihn hinweg und war im nächsten Augenblick auf dem Teich eingefallen. Doch zu sehen war sie nicht, denn sie saß nicht auf dem hellen Teil des Wassers. Auch Pak, der Lockerpel, saß jetzt im Dunkel. Die Ente kam zutraulich zu ihm heran, schnatterte, bewegte den Kopf auf und nieder und war freundlich. Es war eine Junge. Hübsch und fein war sie und so freundlich, wie zu dem Jungerpel noch niemand seiner Art gewesen war. Schnell freundeten sie sich an,

quaddelten und paddelten gemeinschaftlich, nach guten Sachen tauchend. So waren sie ins Helle hinausgeschwommen.

Der Rauhhaarige brachte die Beute seinem Herrn

Der Mann ruckte an der Leine, und als er sah, welche Ente darauf reagierte – schoß er auf die andere. Gleich darauf brauste das Wasser auf, und der Hund brachte seinem Herrn auch diese Ente.

Pak war tieftraurig! – Er wäre so gern mit der netten Ente zusammengeblieben, und nun hatte sie dieser gräßliche Hund geholt. Pak begriff, daß er dazu geholfen hatte, wenn auch, ohne es zu wissen, und er haßte den Jäger, und er sehnte sich mehr als zuvor nach der Freiheit.

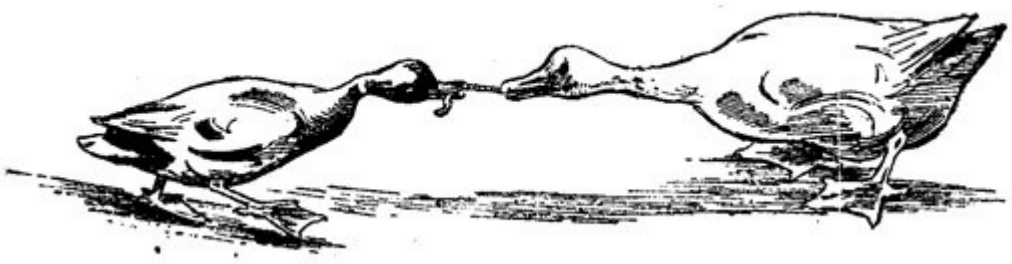
Aber Pak mußte noch manches Mal an der Leine auf Wasser liegen. Noch oft schoß der Jagdpächter Enten, die Pak gegen seine Absicht herbeilocken mußte. So gerne er es hatte, hinaus ins Revier getragen zu werden, so furchtbar war es ihm, wenn es krachte und immer wieder Enten getötet wurden.

Aber auch auf dem Hof hatte er seinen Ärger! Furcht vor einem der Hausgenossen, wie vor Mautz auf seinem Heimathof, brauchte er zwar nicht zu haben. Im allgemeinen kam er mit den Haustieren der alten Frau ganz gut aus. Er hielt nicht direkt zu den Gänsen – aber auch nicht zu den Hühnern oder den Puten. Mit den Gänsen kam er allerdings in Berührung, wenn er in dem kleinen Tümpel badete, der bei dem Hause war, aber er hielt sich immer in Distanz. So duldete ihn auch das Federvolk des Hofes, und er lebte dahin, zwischen einem langweilig behaglichen Dasein auf dem Hofe und der ihm äußerst unangenehmen Tätigkeit als Lockerpel.

Doch eines Tages ereignete sich etwas!

Es hatte in der Nacht geregnet und Pak fand am Morgen im aufgeweichten Boden einen gewaltigen Tauwurm. Der Wurm war so dick wie ein kleiner Finger und mächtig lang. Pak zog ihn energisch und doch behutsam, damit er nicht abreiße, aus der Erbe und fing an zu schlucken. Wie angenehm sich der stramme Kerl in der Kehle bewegte! – – Und der Erpel schlang Stück für Stück hinunter. Doch der Wurm wehrte sich, so sehr er nur konnte und es hing noch ein langes, sich windendes Stück aus dem Entenschnabel heraus, als die Gänse dahergewackelt kamen. Der Ganter hatte kaum den Wurm gesehen, als er sich auch schon daraufstürzte, das heraushängende Ende erfaßte und

zog. Pak tat dasselbe und der Wurm riß durch! Beide Hälften wurden schnell verschluckt, doch damit war diese Angelegenheit nicht erledigt. Pak geriet in helle Wut und stürzte sich auf den mächtigen weißen Ganter. Er verbiß sich sofort in den Federn und riß ein Büschel davon aus. Gleich griff er wieder zu, diesmal tiefer, und faßte Brustfleisch. Er ließ nicht locker und zerrte und riß, was er konnte.



Der Kampf um den Regenwurm

Nun hatte sich aber auch der Gänserich gefunden, der jetzt seinerseits vor Schmerz wütend wurde. Er schlug mit seinem massiven Schnabel drauflos, und obwohl der Wilderpel kämpfte wie ein kleiner Ritter, mußte er der überlegenen Kraft bald weichen. Er ließ los und beschränkte sich auf die Verteidigung. Da traf ihn ein fürchterlicher Schlag mit dem mächtigen Flügel des Ganters, der ihn halb betäubte. Pak ergriff die Flucht. Doch benommen, wie er von dem Schlage war, holte ihn der Ganter ein und bearbeitete ihn weiter mit aller Kraft.

Als das übrige Geflügel sah, was vor sich ging, griff es fröhlich in den Kampf ein. Es versteht sich von selbst, daß es auf der Seite des Überlegenen focht. Unter einem bunten, wildbewegten Federgetümmel war der kleine Erpel begraben, und bald wehrte er sich nicht mehr. Jammervoll versuchte er sich zu schützen, so gut er konnte, während immer neue Schnabelhiebe von Gänsen, Puten und Hühnern ihn trafen. Schließlich schwanden ihm unter dem Hagel von Hieben die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem Körbchen mit Heu in der Küche. Dort hatte ihn der Jagdpächter hingelegt. Gerettet aber hatte ihn – – der Hund!

Der war, als er von einem Reviergang mit seinem Herrn zurückkehrte, vorausgelaufen, und, wie das seine Gewohnheit war, über die Tür in den Hof gesprungen. Dort hatte er unverzüglich erkannt, was los war. Schnell wurden die Bestien im Federkleid auseinander gejagt, sein Jagdgefährte zart in den Fang genommen und seinem Herrn apportiert.

So war Pak mit dem Leben davongekommen und lag nun steif und voller Schmerzen und ließ sich pflegen. Wie damals, als ihn Tyras vor dem raublüsternen Mautz rettete, war es wieder ein Hund, der ihm in höchster Not beigesprungen war.

Am Abend dieses Tages saß der Jäger bei der alten Bäuerin in der Küche und untersuchte den Erpel. Da sah er, daß der arme Kerl überall Quetschungen und Schwellungen hatte und besonders die Flugfessel schnitt da, wo sie um das Fleisch des Oberflügels herumlag, tief ein. Vorsichtig löste der Mann die Fessel und kühlte dann mit essigsaurer Tonerde die arg mitgenommene Flügelmuskulatur.

Pak liegt verbunden im Körbchen

Pak ließ sich alles ruhig gefallen und hielt ganz still. Er fühlte sich sehr erleichtert und das Kühlen tat ihm wohl. »Kenne sich einer mit den Menschen aus«, dachte er, »mal schießen sie unsereinen zuschanden und ein andermal pflegen sie einen mit soviel Sorgfalt.«

Nun wurde er wieder in sein Körbchen gelegt, und alle gingen aus der Küche und sagten ihm freundlich »Gute Nacht«. Auch der Hund wedelte ihm zu und folgte dann seinem Herrn. Aber rasch kehrte der Mann noch einmal um, ging zur Fensterbank und ergriff die große schwarz-weiße Katze am Nackenfell, um sie mit hinaus zu nehmen. Sie hatte ja noch nie Grund zur Klage gegeben, – – – aber – – – Katze ist Katze!

Der Erpel sah sie gerne scheiden, sie erinnerte ihn immer so unangenehm an Mautz.

Pak schlief ungestört, und am nächsten Morgen waren die Schwellungen schon etwas zurückgegangen. Nun wurde er alle Tage behandelt und genas schnell. Er lief nun in der Küche umher und war ganz zutraulich geworden.

Inzwischen war der Winter gekommen und die alte Frau hatte sich so an den Enterich gewöhnt, daß sie ihn auch jetzt, obwohl er wieder vollkommen gesund war, bei sich im Hause behielt. Er wurde so zahm, wie er es seinem ersten Freund, dem kleinen Bauernjungen, gegenüber gewesen war. Hatte er Hunger, so zupfte er »Mutter« am Rock, und wenn der Jagdpächter da war und hinter dem Tisch auf der Bank saß, so durchsuchte ihm der Erpel mit seinem geschickten Schnabel alle Taschen, so daß Kopf und Hals in ihren Tiefen verschwanden.

Mit dem großen Jagdhund, der einem so kleinen Tier, wie dem Wilderpel, schrecklich genug erscheinen mußte mit seinen starken, goldbraunen Augen und zottigem Bart und Brauen, lebte er in großer Freundschaft. Er war der einzige, der es wagen durfte, während der Hund fraß, an ihn heranzugehen. Ja – er fraß mit ihm aus einer Schüssel, und der Hund knurrte nicht einmal.

Solche Tierfreundschaften zeigen mehr als alle Untersuchungen und Versuche, daß das Tier keineswegs nur eine Art von instinktgetriebenem Apparat ist. Denn nichts ist so natürlich für einen Hund, als jeden, der an sein Futter will, anzuknurren oder wegzubeißen. Wieviel mehr noch, wenn es sich dabei um ein Tier handelt, das er in seiner Eigenschaft als Jagdhund gewohnt ist zu verfolgen. Es ist das warme Gefühl uneigennütziger Freundschaft, das einen Hund zu solcher Handlungsweise veranlaßt.

Und andererseits – wo bleibt der Instinkt in diesem Falle bei dem Erpel, da er ihn doch vor dem Hunde warnen müßte?

Er tritt zurück hinter das Gefühl des Vertrauens.

Draußen wurde es bald bitter kalt und es zog den Erpel nicht in die Freiheit. Da hätte er auch böse Erfahrungen gemacht, denn die Gewässer froren zu und nur die kleineren Fließe blieben offen. In solcher Lage müssen die Enten harten Hunger leiden.

So war denn Pak gut aufgehoben. Er, der Wilderpel, saß in der warmen Küche bei den Menschen, und sein bester Feind, Mautz der Hauskater, mußte fern von menschlichen Wohnungen dem Winter trotzen. So merkwürdig gingen die Schicksale dieser beiden Tiere auseinander, die doch auf einem Hof aufgewachsen waren.

Paks Besitzer wollte ihm einen um den anderen Tag die Flugfessel wieder anlegen, aber er dachte immer, vielleicht wäre der Erpel doch noch nicht ganz gesund, und die Fessel würde ihn quälen, und so unterließ er es.

Und es schien auch wirklich so, als wäre es gar nicht mehr nötig, Pak am Fliegen zu hindern. Er lebte sich sehr ein, und viele Menschen kamen, um die zahme Wildente zu sehen, die so munter in der Küche herumlief und artig mit bei Tische aß. Mit der Zeit hatte ihm die alte Frau auch beigebracht, daß er »küchensauber« zu sein hätte. Seitdem verschwand er jedesmal, wenn es nötig war, vor die Haustür. War die Tür verschlossen, so machte er leise ganz schnell »Pak-pak-pak« viele Male hintereinander – und man ließ ihn hinaus.

Pak verlor jetzt viele Federn und verfärbte allmählich sein braunes Jugendkleid, das dem der Ente sehr ähnlich sah, in das Prachtkleid des Erpels. Im Januar war er damit durch, und nun war er bildschön. Das zarte Grau des Bauches, die rostbraune Brust, der schwarze Bürzel und das in wunderbarem Blau blitzende Schild auf den Flügeldecken – all das war ein herrlicher Anblick. Aber Kopf und Hals mit der dunklen Grundfarbe und dem metallisch schimmernden grünen Glanz war sein prächtigster Schmuck. Wenn Pak von einem Sonnenstrahl getroffen wurde, schoß sein Gefieder förmlich Blitze.

Es war ein sonniger Tag zu Ende des Januar, als Pak vor der Haustür auf der Steinstufe stand. Plötzlich sausten über ihm ein paar Wildenten dahin. Es durchzuckte den zahmen Erpel. Er reckte den Hals und lüftete die Flügel, aber schon waren die ziehenden Enten hinter den Kiefernkronen verschwunden, und schnell erstarb ihr Klingeln in der Ferne. Pak beruhigte sich allmählich und vergaß dieses Erlebnis. Aber seine Pflegerin hatte ihn beobachtet, und ihr schien, er würde nicht mehr lange bei ihr bleiben, wenn man ihm nicht wieder die Flügel fesselte. Wenn der Pächter käme, wollte sie es ihm sagen. Es vergingen etwa vierzehn Tage, dann kam er an.

Er war schon selbst in Unruhe gewesen, und nachdem er sich umgezogen hatte, nahm er den Erpel auf den Schoß, um ihm nun doch endlich die Flugfessel wieder anzulegen.

Mit einer Hand den Vogel auf seinem Schoß haltend, holte er mit der anderen das Instrument aus der Tasche. Er mußte aber erst sein Taschentuch hervorziehen, und dabei fiel die Fessel zu Boden. Als er sich nun bückte, entglitt ihm der Erpel und sprang zur Erde. Der Mann griff, hastiger als nötig war, nach ihm und Pak sprang ein ganzes Stück zurück. Nun tat der Jagdpächter das Verkehrteste, was er tun konnte, diesem doch zahmen Tier gegenüber. Er rannte hinter ihm her, wo er doch nur hätte Gerste zu

streuen brauchen. Vor Schreck breitete der Erpel die Schwingen aus und schon war er in der Luft. Noch ein paar Flügelschläge – nur um nicht zu fallen, und er befand sich in der Höhe des Daches. Und nun wurde dem Erpel erst klar, daß er wieder fliegen konnte. – –

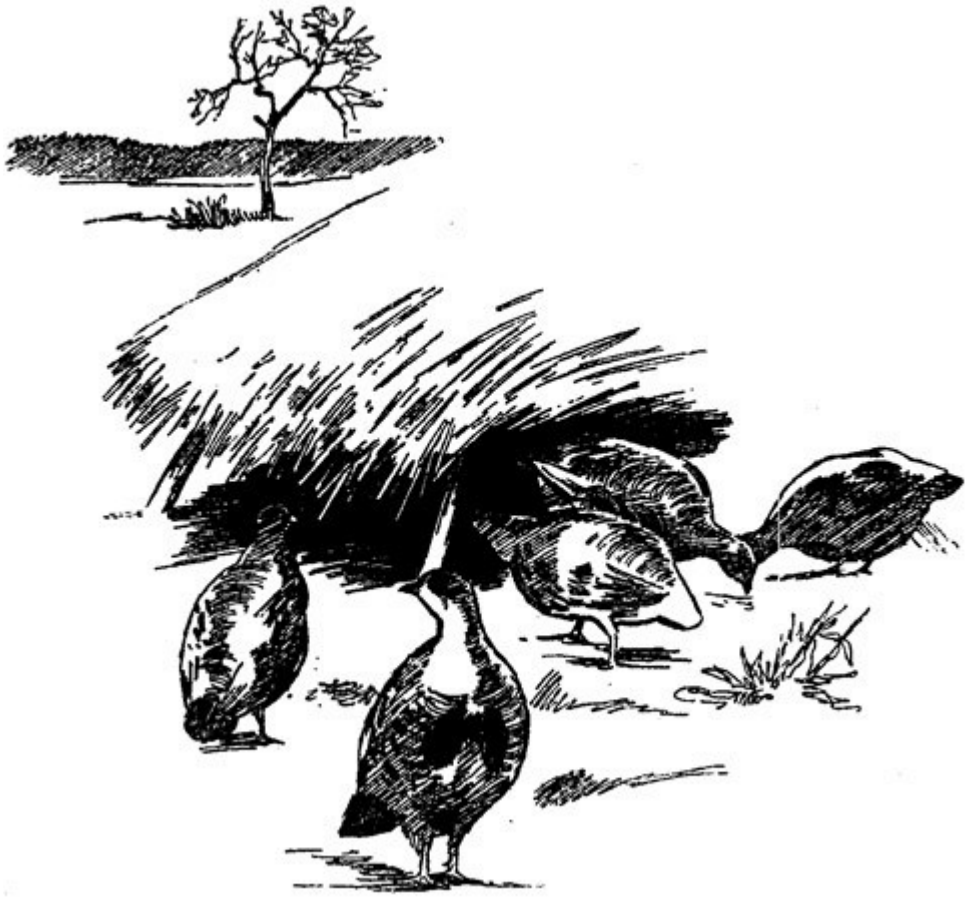
Und er flog.

Pak war frei!

Die Liebe

Da Mautz die Feldscheune gefunden hatte, konnte ihm der Winter nicht so viel anhaben wie anderen Tieren der freien Wildbahn. Er dehnte seine Raubzüge hier- und dorthin aus, aber immer kehrte er wieder unter das schützende Dach und in das wärmende Heu der Scheune zurück. Erst wenn der Abend gekommen war, ging er auf Raub aus und vor Tage kehrte er heim, denn er hatte das Erlebnis mit dem Bauernköter keineswegs vergessen. Er vergaß überhaupt nichts von dem, was für ihn von Belang gewesen war. Er hatte es gelernt, sich des Windes mit allen seinen Tücken und Veränderlichkeiten meisterhaft zu bedienen. Denn jedes Säugetier, das unbeschützt vom Menschen in der Freiheit lebt, verläßt sich in erster Linie auf die Nase – dann erst auf Auge und Gehör.

Mautz kannte die Stellen in der großen Schonung, an denen die Kaninchen am leichtesten zu beschleichen waren. Er wußte die Zeiten, zu denen die Rebhühner an die Fütterungsstellen kamen, die ihnen der Jäger hergerichtet hatte, damit sie gut durch den Winter kamen. Der Kater hatte bald gelernt, daß man Fuchs und Dachs besser aus dem Wege ginge, denn sie waren stärker als er. Auch daß ein Igel, obwohl aller Wahrscheinlichkeit nach schmackhaft und fett, kaum zu bewältigen war, hatte Mautz schmerzhaft erfahren. Er hatte begriffen, daß man die winterliche Notlage der Wildenten vorteilhaft ausnützte, wenn man sich im trocknen vorjährigen Schilf da auf die Lauer legte, wo das Fließ nicht zugefroren war. So mußte er oft lange in Kälte und Geduld verharren, bis eine ahnungslose Ente in seine unmittelbare Nähe kam. Dann schlug er dem Breitschnabel die Krallen in den Hals, und mochte sich das Opfer noch so sehr wehren und mit seinem starken Schwingenpaar schlagen, der Kater hielt fest. Ein- oder zweimal glaubte er bei dieser Gelegenheit seinen Jugendgefährten Pak erwischt zu haben, doch er war es nicht. Mautz lernte schnell. Und so verging der Winter für den grauen Kater auf das angenehmste. Seine Einsamkeit war ihm nur lieb, denn es liegt im Wesen der Katzen, ihre Wege allein zu wandeln. Aber jeder Zustand ist der Veränderlichkeit unterworfen.



Rebhühner an der Fütterung

Als der Februar zu Ende ging und der März kam, da wurde Mautz, der mit Freuden Einsame, plötzlich des Alleinseins müde. Er fühlte sich voller Unruhe, und die Luft trug ihm Gerüche zu, die ein sehnsüchtiges Glück in ihm erweckten. Und eines Nachts, er wunderte sich selber über sein Talent, drangen wilde, doch hingebende Laute aus seiner Kehle. Aber es wurde ihm keine Antwort – – – raau, raau, klang es durch den kalten, ungestümen Frühjahrswind. Da zog er los, den verheißungsvollen Düften nach, die ihn elend und selig zugleich machten.

Als er etwa eine Stunde lang dem unsichtbaren Ziele nachgegangen war, hörte er eine Stimme, ähnlich der seinen, nur heller, die schmachtend in der Finsternis erklang. Jetzt ließ auch er rollend seine Stimme hören, und war in wenigen Minuten bei einem Gehöft, das inmitten hoher Bäume lag. Er sprang über den Zaun und sah am Fuße der Haustreppe etwas Helles sich bewegen. Im Nu war er dort! Aber husch – war das helle Etwas zum Stall hinüber geglitten. So ging es eine Weile hin und her, und Mautz hatte das entzückendste Kätzchen erkannt, das je über Dächer gesprungen war.

Der junge Kater war begeistert! Und auch das schöne Kind fand Gefallen an dem stürmischen Kavalier, und sein grau und schwarz gestreiftes Kleid erschien ihr vornehm und elegant. Bald verlangsamte sich ihre Flucht, und es dauerte nicht lange, da schmiegte sie sich an ihn, strich mit ihrem Köpfchen unter seiner Kehle durch, ließ auch ihren geschmeidigen Rücken an seiner Brust entlanggleiten, wobei ihr seines Schwänzchen ihm kosend über Nase und Ohren glitt. Da wurde er wild – und mit einer geschmeidigen Bewegung nahm er ihren Rücken zwischen seine Vorderläufe und wollte sich nach Art der Katzenmänner in ihrem Genick festbeißen. Im nächsten Augenblick sah er hundert bunte Sterne, denn fünf Krallen waren ihm sehr schnell und schmerzhaft ins

Gesicht geschlagen worden. Dazu fauchte das Jungfräulein giftig und grell und sprang davon. Mautz wollte ihr nachsetzen, als ihm von hinten etwas in den Nacken sprang und ihn mit Zähnen und Klauen ganz gräßlich bearbeitete. Das war »Griff«, der stärkste Kater des Dorfes. Er stand im vierten Jahre und hatte alle Kater in der Runde geschlagen. Sogar den schwarzen Peter des Schlächters. Jetzt mußte er hier, ausgerechnet bei seinem Liebling, der schönen Mitzi, einen Laffen treffen, den er noch nie gesehen hatte, und der höchstens ein Jahr alt war. Und wieder hieb er grollend und heulend drauf los. Mautz kreischte vor Schmerz und Wut, doch dann sah er rot und mit gellender Stimme fuhr er herum! – »Rach – rach –« hatte »Griff« ein paar Dinger im Gesicht, die er dem Konfirmanden nie zugetraut hätte. Er schlug wuchtig zurück, aber der fremde Kater, der zwar hoch, doch schmächtig erschien, war erstaunlich gewandt. Er sprang hoch in die Luft und landete auf des rot-weißen Griff Rücken, schlug sehr unangenehme Doppelschläge und war nur mit Mühe abzuschütteln. Doch sofort griff er wieder an. Da erkannte der Matador des Dorfes, daß er hier ein Talent vor sich habe, einen zwar noch jungen, aber schneidigen Burschen.

Mautz und die Katze

Und Griff setzte alles ein, was er hatte, und das wurde Mautz doch etwas zu viel.

Ganze Serien von kurzen harten Schlägen drosch Griff, der in der Vollkraft des Lebens stand, dem Fremden über die Augen. Und wenn auch der Junge mitzuhalten versuchte, das Tempo des erfahrenen Katers war zu mörderisch. Mautz begann nachzulassen, während der andere immer noch Reserven aus sich herausholte. Und jetzt drang Mautz eine Kralle seines Feindes tief in die Nase. Das nahm dem armen Kerl auf einen Moment die Besinnung, und nun verabfolgte ihm Griff alles, was er noch brauchte. Da riß er sich los und rannte um sein Leben. Der andere hinterher! Aber Mautz hatte Panik ergriffen und seine Angst verlieh ihm Schnelligkeit. So entkam er dem grimmigen Sieger und rettete sich verbittert in seine Einsamkeit. – – – So erging es Mautz wie so manchem jungen Mann, seine erste Bekanntschaft mit der Liebe war schmerzvoll.

Voll blutender Risse kam er zu Hause an. Er war arg verbeult, und seine Laune war scheußlich. Er hatte getan, was er konnte, aber der andere war ihm einfach über gewesen. Das kränkte ihn mächtig, und voller Mißmut machte er einen Kringel aus sich – und schlief ein.

Als Mautz erwachte, war es schon ganz hell. Er reckte sich, aber er zuckte zusammen, denn er hatte einen bösen Muskelkater. Er verließ die Scheune, indem er seinem Vorsatz, bei Tage nicht hinauszugehen, untreu wurde. Es war jedoch eine Gleichgültigkeit über ihn gekommen, die ihm sonst fremd war. So schlenderte er

unlustig in den grauen Märzmorgen hinein. Ein paar Krähen zogen quarrend über ihn dahin und sagten ihm eine Grobheit, die er nicht erwiderte. Die Schwarzen kamen von ihren Schlafbäumen und zogen los, um Wildenten- und Birkhuhngelege, sowie die ersten Junghäschen zu räubern. Die Zeit, da sie von gefallenem Wild und mehr oder minder ungenießbaren Überresten leben mußten, die war nun vorbei. Mautz sah ihnen nach, bis sie hinter den Kiefernkronen verschwanden. Der gekränkte Kater trottete weiter. In einer Ackerfurche schnürte er entlang. Er wollte nach der Schonung, um dort mal nach dem Rechten, das heißt: nach den Karnickeln, zu sehen. Jäh fuhr er zusammen! Ein Knattern und Prasseln stob vor ihm empor, und zwei Rebhühner, Paarhühner, wie der Waidmann sagt, standen auf. Unbeherrscht sprang er ein, was natürlich zwecklos war. Er wurde sich dessen auch gleich bewußt – und schämte sich. Dann tat er so, als wäre gar nichts gewesen und trottete weiter. Jetzt kam er an einigen Schlehenbüschen vorbei. Da war eine lustige Gesellschaft zu Gange. Ein Flug Schwanzmeisen und ein paar Goldhähnchen suchten nach Puppen und anderen kleinen schmackhaften Sachen. Dabei unterhielten sie sich in ihrer klingenden Sprache, hatten den Kopf bald oben, bald unten und waren voller Betriebsamkeit und Lustigkeit. Diesmal gab sich der Kater keine Blöße. Diese kleinen Bürschchen mochten gewiß gut schmecken, aber sie waren nicht zu kriegen. Intelligent, schnell und immer wachsam – nein – das war nichts für den Kater! Er hatte jetzt die Büsche hinter sich und war fast an der Kiefernschonung, da sah er vor sich, auf etwa zwanzig Meter, einen kurzen Baum ohne Äste stehen. Das war neu! Mautz stand regungslos! Seine klaren grünen Augen waren unverwandt auf das unheimliche Ding gerichtet, das da vor ihm stand, wo es früher nicht gestanden hatte. Die Schwanzspitze des Katers zuckte kaum merklich, sonst stand er noch immer unbeweglich. Doch plötzlich sah Mautz oben am Ende des Stammes zwei sich bewegende Augen und da erkannte er einen Menschen in dem Baum. Er riß sich herum und war blitzschnell in den Büschen. Es donnerte und krachte! – Schrote prasselten dicht neben ihm auf die Erde, aber da war er schon aus den Büschen, in der Furche und von da hinter einen Steinhaufen gehuscht. Jetzt mit fliegender Lunte über ein Stück freies Feld – und dann war Mautz hinter einem Hügel verschwunden! »Pfui Deibel! Der Tag fängt gut an«! dachte der vielgeprüfte Kater, und die uralte Weisheit wurde ihm klar: »Der Tag ist böse und hell – die Nacht ist dunkel und gut!« Und er beschloß, fortan endgültig danach zu handeln.

Mautz erkennt einen Menschen

»Gevatter« Reinicke

Mautz hatte sich ein paar Tage schlecht und recht durchgeschlagen, war satt geworden, hatte gehungert, schlief am Tage im Schutze der Scheune und streunte des Nachts durch sein Revier. Es gelang ihm unter anderem, einen starken Kaninchenrammler zu reißen. Der wehrte sich so sehr er konnte und schrie schrill und anhaltend. Als Mautz ihn endlich abgetan hatte, hörte er hinter sich ein Brechen von kleinen Ästen und fast wäre es um ihn geschehen gewesen, denn ein starker Fuchsrüde hatte ihn beinahe am Wickel. Er war dem Schall der Kaninchenklage nachgegangen, und Mautz konnte sich gerade noch auf eine junge Kiefer retten, denn wenn er sich auch verzweifelt gewehrt hätte, schließlich hätte der Fuchs ihn doch gewürgt. Nun saß er oben auf seinem Ast, unheimliche Laute der Wut drangen aus seiner Brust, seine Lunte war gesträubt wie ein Lampenputzer, denn er mußte zusehen, wie sich Reinicke über den Karnickelbock hermachte. Die Knochen krachten, der Fuchs stemmte die Vorderläufe auf die Beute und riß und schlang, denn er war sehr hungrig. Hin und wieder sah er mit seinen goldklaren Augen zu dem Kater empor und knurrte, doch gleich fraß er weiter. Ein paar Fellfetzen und einige größere Knochen ließ der Räuber übrig. Aber wie sah er aus! Alles, was weiß an ihm war, der Fang, die Backen, die Brust – war jetzt rot! Mit umständlicher Gründlichkeit fing er nun an sich sauber zu lecken. Das dauerte lange, doch als er endlich damit fertig war, ging er nicht etwa seiner krummen Wege, sondern offenbar um den Kater auszuhungern, blieb er sitzen. Er legte seine prachtvolle buschige Lunte kokett um seine Vorderläufe, wobei er hin und wieder die Lauscher böse nach hinten legte, die Seher aus engen Schlitzen funkeln ließ und die Zähne fletschte. Mautz aber hatte seine Ruhe wiedergefunden. Mit unergründlichem Katzenblick sah er auf den Feind herab. Schließlich begann es grau zu werden, ein trüber Morgen zog herauf und ein feuchter Märztag trat unlustig seinen Dienst an. Da hatte der Kater das Empfinden, daß es nun an der Zeit sei, die stumme Zwiesprache mit dem roten Burschen da unten abzubrechen. Mochte ihn, wer wollte, für einen Ausbund an Klugheit und Besonderheit halten, er, Mautz, fand nichts Besonderes an ihm. Und der Kater brach die Sitzung ab.

Mit einem eleganten Satz sprang er in den nächsten Wipfel. Der Fuchs auf dem Boden hinterher. Mautz flog über den nächsten Abgrund, und in einen Wipfel nach dem anderen sprang er, um ihn sofort wieder zu verlassen. So ging das eine ganze Weile. Jetzt ruhte sich der Kater aus, und blickte mit dem Ausdruck der Langenweile auf den hartnäckigen Fuchs herab. Dann ging es weiter. Immer fand sich eine Möglichkeit, hinüber auf den nächsten Baum zu springen und damit ein Stückchen weiter zu kommen. Allmählich näherten sich die beiden dem Rande des Bestandes. Schon leuchtete die Helligkeit des freien Feldes durch die Kiefernstämme, und Mautz begann darüber nachzudenken, was nun werden sollte. Auch der Fuchs hatte den Eindruck, daß die Waldkante eine Veränderung bringen würde. Vielleicht glaubte er, der Kater wäre der Situation müde, würde springen und versuchen, über die Lichtung bis zu den nächsten Bäumen zu kommen. Und bei diesem Versuch gedachte ihn Reinicke Rotvoß zu fassen. Aber es stand anders geschrieben! Die letzten Bäume waren erreicht und Mautz war unschlüssig, was jetzt zu tun sei, da sah er von seiner erhöhten Perspektive aus etwas, was ihm panischen Schrecken einjagte. – – Den Jäger! – – Mautz war des Mannes gewahr geworden, als der gerade von einem Stamm zum anderen glitt. Nun stand der Unheimliche mit dem feuer- und schmerzspeienden Stock wieder völlig still.

Der Fuchs hält Mautz in Schach

Der Fuchs, ganz mit der Katze beschäftigt, die er nun bald zu haben hoffte, ahnte nichts von der Gefahr. Und wieder rückte der Grünrock ein Stück näher. Da, wo die Zweige am dichtesten waren, drückte sich Mautz, dem wieder einmal seine Färbung blendend zustatten kam, an den Stamm, als wollte er mit ihm verschmelzen. Als nun der Fuchs sah, daß Mautz nicht springen wollte, sprang er am Stamm hoch, um so dem Kater Angst einzujagen, und ihn vielleicht auf diesem Wege doch zu veranlassen, den Baum preiszugeben. Jedoch Mautz sah den Fuchs gar nicht mehr, was er sah, war dieser unheimliche Mann, der nun nahe genug herangekommen war, und plötzlich hinter dem Baum hervortrat und das Gewehr zum Gesicht emporriß. Aber das war auch dem Fuchs nicht entgangen. Er verwünschte seine Happigkeit nach dem zähen Kater, wirbelte herum, und im selben Augenblick krachte der Schuß! Er ging aber vorbei, die Schrote schlugen ins Holz! Der Jäger sah den Fuchs rot durch die Stämme flimmern, größtenteils verdeckt, huschte das Ziel dicht am Boden hinweg. Da riß sich der Mann zusammen, mit äußerster Konzentration sammelte er alle Kräfte in Auge und Hand, ließ Bäume – Bäume sein, ging mit, warf den Schuß vor und ließ fliegen! Der Fuchs rutschte im Schuß

zusammen, wurde gleich darauf kürzer, hatte aber noch die Kraft, über einen kleinen Hügel dem Mann aus den Augen zu schwinden. Der ärgerte sich, daß er seinen Hund zu Hause gelassen hatte, und stürmte auf den Hügel zu. Sein Ärger verflog, als er gleich dahinter den stärksten Fuchs verendet fand, den er je gesehen hatte. Der rote Balg sah aus, als wäre Mehl fein darüber gestäubt. Die Lunte wunderbar dick und voll. Der Jäger drückte den Fuchs aus und hing ihn an den Rucksack. Aber dann ging er zu dem Baum, an dem der Fuchs hochgesprungen war. Es fand nichts, so sehr er auch emporstarrte. Schon wollte er nach Hause gehen, da fiel sein Blick auf eine ganz frische Katzenfährte, die direkt vom Baum weg über die Blöße führte. Jetzt wußte er genug! Das war die graue Katze, die er vor einer Woche vorbeigeschossen hatte, und deren Fährte und Risse er schon seit längerer Zeit im Revier fand.

Und der Jäger, der sein Revier nicht für wildernde Katzen hegen wollte, sann darüber nach, wie er der Bestie beikommen könne.

Nun war es langsam April geworden. Mautz war eines Nachts weit von Hause an einem See gelandet, den er noch nie gesehen hatte. Es war ein kleiner stiller Waldsee. Lohfarben umstand ihn das vorjährige Rohr. Kahle Erlen und Haselnußsträucher warteten ungeduldig auf den Frühling, denn sie waren allzulange nackt und bloß gewesen. Die Birken auf der anderen Seite des Sees, die vor dem Hintergrund dunkler Kiefern standen, waren schön, trotz des Mangels an Blättern. Silbern schimmerten ihre Stämme und Äste, ihre Zweige aber waren so fein und hingen so dicht, daß man sie im Duft des Frühjahres für zartviolette Schleier halten konnte. Der See selbst spiegelte die seinen und doch so kräftigen Farben wieder. Auf seiner seidigen Glätte erschien das schöne Bild ein wenig verschwommen, wodurch sein Reiz noch erhöht wurde. Durch Brombeerranken, an denen das modernde Laub der Erlen und der Haselbüsche hing, suchte sich der Kater seinen Weg. Der Morgen war schon längst gekommen, und die Scheune war weit. Aber hier am See war Deckung genug, und so beunruhigte sich Mautz nicht sehr. Jetzt wurde er in der Wanderung um den See aufgehalten, denn ein Bach hatte hier seine Mündung. Schon wollte der Kater weiterschleichen, da hörte er das Klingeln von Entenflügeln in der Luft. Eine einzelne Ente strich dicht über seinen Kopf und fiel keine zwei Meter von ihm auf dem Wasserspiegel ein. Das Wasser rauschte und schäumte, als Pak mit leisem brät-brät aufsetzte. Mautz sprang bis hart an das Ufer, aber es hatte ja keinen Zweck – der Breitschnabel war wieder mal nicht zu kriegen.

Der Erpel sah seinen Widersacher an, als hätte er ihn nie gesehen. Doch war ihm die Nachbarschaft des Katers zuwider, er stand auf, flog gerade auf ihn zu, als wäre er gar nicht da, und dicht über Mautz hin sauste Pak davon. Der Kater hatte sich zum Sprunge geduckt, aber schon war der Wildenterich hinter Busch und Baum verschwunden. Da setzte Mautz verdrießlich seinen Weg fort. Nachdem er ein Stück an dem Bach entlang gepürscht war, wobei er Seher und Lauscher überall hatte, hielt er am Fuße einer alten starken Erle an. Ihre Wurzeln ragten allenthalben aus dem weichen Boden heraus und wanden sich tote Schlangen, die in Holz verwandelt wurden, ins Wasser. Hier war ein geschützter heimlicher Ort, und Mautz drückte sich, müde vom langen Wandern, zwischen zwei der Wurzeln an den Stamm. Er knickte seine Vorderpfoten nach innen ein, legte die Lunte um sein Hinterteil, und kniff die Seher bis auf einen schmalen Spalt zusammen. Bald fiel er in einen halben Schlummer. Seine Schnurrhaare zuckten, er träumte wirr und zusammenhanglos. Ein zartes schmiegsames Kätzchen umstrich ihn

zärtlich. Doch als er die Zärtlichkeiten erwidern wollte, da wurde das liebebedürftige Katzenweib zu Griff, dem schrecklichen Kater. Ein heftiger Kampf entbrannte, aber Mautz schlug den Verhaßten in die Flucht. Er jagte ihn, holte ihn ein und packte ihn im Genick. Aber jetzt war es gar nicht mehr Griff, sondern eine fette Ratte. Sie biß wild um sich, riß sich los und sprang in den Bach. Mautz wollte sie packen und dabei erwachte er – denn er wäre beinahe ins Wasser gefallen. Am ersten Augenblick glaubte er die Ratte immer noch schwimmen zu sehen, aber es war ein Fisch, der infolge der Bewegung des Katers davonhuschte. Fische hatte Mautz noch nicht gesehen, aber sie waren flüchtig und scheu und reizten daher seine Jagdpassion. Unwillkürlich ließ er die rechte Pfote locker hängen und wartete bewegungslos. Nicht lange und der Fisch, ein Schlei, kam zurück und nahm seinen alten Stand wieder ein, indem er die Flossen spielen ließ, damit ihn die leichte Strömung nicht abtrieb. Mautz straffte sich, und plitsch! – fuhr seine flinke Krallenpfote ins Wasser, den etwa halbpfündigen Schlei emporschleudernd. Doch der Erfolg war nur ein halber, denn der Schlei fiel wieder zurück in sein Element, kam aber diesmal nicht wieder.

Mautz wartete. – Kleine flinke Fischchen huschten vorbei. Sie waren aber zu schnell und boten ein zu geringes Ziel. Dann kam ein Hecht. Da wäre Mautz beinahe vom Ufer zurückgesprungen, denn der Raubfisch mochte gut seine fünf Pfund wiegen. Sein Rachen mit dem bösartigen, überstehenden Unterkiefer und seine gelben Augen, die hart und gierig waren, flößten dem Kater Respekt ein. Doch er bezwang sich und blieb, ohne einen Muskel zu bewegen, sitzen. In mäßiger Eile zog der Raubfisch vorüber, ohne den anderen Räuber, dessen grüne Lichter ihn keinen Augenblick außer acht ließen, wahrzunehmen. Der Kater aber blieb auf der Lauer. Und dann kamen drei Rotfedern. Golden und rot schimmerten sie. Ihre hübschen Lippen naschten bald hier, bald da. Dann blieben sie behaglich direkt vor Mautz stehen. Aber augenblicklich flog die Stärkste durch die Luft. Sie landete auf dem Trocknen und schnellte ziellos hin und her, wobei ihre glitzernde Pracht bald von der ihr anhaftenden Erde verdeckt wurde. Beinahe wäre sie doch noch ins Wasser zurückgeglitten, doch Mautz erhaschte sie und biß ihr das Genick durch. Und der Kater leckte und knabberte an seinem ersten Fisch. Er schien ihm delikat und angenehm verschieden von seiner sonstigen Kost. Von jetzt an hatte Mautz eine neue Möglichkeit, sich zu ernähren.

Der Hecht zieht an Mautz vorüber

Flüsse und Seen unter Eis

So angenehm wie für den Kater verlief der Winter für den Erpel nicht. Ihn schützte keine Feldscheune, in der der warme Heudunst trotz der kalten Jahreszeit Behaglichkeit schuf. Pak hatte für die Freiheit das Geborgensein eingetauscht. In der Zeit, als noch starke Froste waren, war er seinem Herrn entflogen. Am Glauben, die Gewässer so zu finden, wie er sie verlassen hatte, zog er geraden Weges zu dem nächsten ihm bekannten Wasser, einem Waldsee. Dort bereitete ihm die Freiheit die erste große Überraschung. Der See lag tot und einsam da. Er war zugefroren. Keine Ente war dort anzutreffen, denn alles, was ihnen zur Nahrung hätte dienen können, lag unter dem Eis verborgen. So hielt sich der Erpel nicht auf, sondern zog zu einem großen Teich in den Wiesen. Das war ein früherer Torfstich mit einem breiten Schilfgürtel ringsum, den ein Fischer nutzbar gemacht hatte, indem er ihn mit Karpfen besetzte. Im Herbst hatte er ihn abgefischt, und Berge von mächtigen Karpfen hatten am Ufer gelegen, die golden in der späten Sonne blitzten. Sie sahen so wunderbar aus, daß die Leute sich beeilten, sie zu kaufen, und der Fischer wurde seine Ware reißend los. Aber hier hatte der Schein wieder mal getrogen, denn die Karpfen schmeckten moorig und die Käufer sagten, es wäre schade um das Geld gewesen. Als Pak den Teich erreichte, zeigte es sich, daß auch dieses Wasser zugefroren war. So ging es mit dem nächsten und dem übernächsten. Schon wurde der Erpel müde und hungrig, da sah er, wie gerade sechs Enten hinter einer Bodenerhebung einfielen. In gerader Linie hielt Pak darauf zu und war auch bald am Ziel. Wie groß war aber seine Überraschung, als er anstatt der sechs – etwa zweihundert Enten vorfand! Das Fließ, an dem dies bunte Leben sich bewegte, fror selbst in den strengsten Wintern nicht ganz zu. Muscheln, Wasserpflanzen und hin und wieder ein überwinternder Frosch oder ein kleiner Fisch waren es, was auf dem Speisezettel der Enten stand. Außerdem fanden die Breitschnäbel hier noch etwas anderes, wenn sie fleißig tauchten – Eicheln! Weit und breit war kein Eichbaum zu sehen und doch, obwohl so viele Enten gründelten, immer wieder brachten sie Eicheln nach oben, die sie schnell verschluckten. Weit von dieser Stelle lief das Fließ an einem alten Eichenbestand vorbei, und in reichen Eicheljahren nahm das Wasser zentnerweise von den herabfallenden Eicheln mit und half den Wildenten über die schweren Monate. Aber auch dort, auf dem Boden unter den Eichen fanden sich viele Hungrige ein.

Die Rehe schlugen mit ihren schlanken Läufen die Eicheln unter dem Schnee und dem Fallaub hervor, die Wildschweine wühlten ebenfalls nach der begehrten Eichelmast, und schon seit dem Herbst hatten sich die Eichhörnchen der ganzen Umgegend eingefunden, um hier Eicheln zu knabbern. Fuchsrote dieser reizenden Nager saßen neben ganz dunkelbraunroten im Schnee. Ebenso häufig waren rote, die einen graugriesigen Anflug auf dem Rücken hatten, und ganz vereinzelt erschienen schwarze mit heller Unterseite.

So sorgten die alten Eichen, wenn auch nicht alljährlich, für die Tiere. Und als ob es den so reichlich gebenden Bäumen nicht genügte, die zu bewirten, die zu ihnen kamen, schickten sie noch mit Wasserpost Nahrungsmittel in die Ferne. Pak kreiste gar nicht lange, er fiel ein und beteiligte sich an dem Mahl. Er wurde auch nicht weggebissen, wie im Sommer, denn zuviele Schofe hatten sich zu dieser Schar zusammengeschlagen, und die meisten kannten einander erst seit kurzem. Da waren alte stämmige Erpel, die schnell dabei waren, wenn es galt Schnabelhiebe auszuteilen, graubraune Entenmütter

mit klugen, welterfahrenen Augen, die etwas ruhiger waren als ihre farbenprächtigen Gatten, aber, wenn es sein mußte, sich gleichfalls sehr energisch behaupteten.

Die Eichhörnchen bei den Eicheln

Das war oft unvermeidlich, denn abgesehen von den flinken geschmeidigen Jungenten, die aalgewandt einer würdigen Entendame, die zweimal ihre Mutter hätte sein können, den Bissen vor dem Schnabel wegschnappten, waren da auch die Jungerpel. Die diesjährigen, ebenfalls schnell und gerissen, waren frech, rüde und rücksichtslos. Doch wenn man sie hart anfaßte, gaben sie klein bei. Aber die Zweijährigen! Das waren ganz gefährliche Räuber. Genau so unverschämt wie die jüngeren, hatten sie doch schon das Gefühl, sie wären vollreife Männer. Darunter verstanden sie rücksichtslose Grobheit den Alten gegenüber, denn Respekt brauchten sie doch nicht mehr zu haben. Den verlangten sie von den diesjährigen Erpeln und auch Enten, und wo er ihnen zu fehlen schien, da straften sie – nicht energisch, aber mit Maß wie die Alten –, sondern ohne Erbarmen schossen sie, immer beißend hinter dem Jüngeren her. Vor denen nahm sich Pak wohl in acht und ging ihnen aus dem Wege.

Abseits von der fouragierenden Menge standen zwei alte, gesetzte Erpel, der eine auf dieser, der andere auf jener Seite der Schar.

Aufgerichtet standen sie voller Aufmerksamkeit da und es schien, als wären sie über die geräuschvolle Lustigkeit der anderen und über ihren gesunden Appetit erhaben. Das war es aber nicht! Die beiden Alterpel standen auf Wachtposten! Immer, wenn viele Enten zusammenkommen, stellen sie solche Wachen aus, damit die anderen umso ungestörter sich sättigen und vergnügen können. Und noch einer stand Wache!

Hochaufgerichtet, lang und grau, stand der Fischreiher in Gesellschaft der Stockenten. Selbst die allerfrechsten unter den Erpeln machten einen Bogen um diesen eleganten Fischräuber, der mit seinen bernsteingelben, harten Augen, denen nichts entging, und seinem langen Schnabel, der wie ein Stilett so spitz war und nie sein Ziel verfehlte, auch dem kouragiertesten Zweijährigen Furcht einjagte. Pak nahm an, der Reiher hätte sich

aus Gründen der Wachsamkeit und Sicherheit zu den Enten gestellt. Doch war es umgekehrt. Die etwa zweihundert Enten waren da eingefallen, wo der Reiher stand, obwohl das Fließ nicht nur an dieser Stelle offen war. Aber die alten Führer der Schar vertrauten auf die weite Sicht des Reihers, da er auf hohen Ständern stand, und einen langen Hals hatte. Auch kannten sie seine nie ermüdende Wachsamkeit. Und Pak gab sich der angenehmen und lohnenden Beschäftigung der Nahrungsaufnahme hin. Eine halbe Stunde mochte er wohl zwischen den anderen sich getummelt haben, als mit Donnergetöse ein Schuß fiel. Unter vielfältigem Pladdern und Brausen standen die zweihundert Enten auf. Nur zwei blieben auf dem Wasser, die eine war verendet und die andere drehte sich flügelschlagend im Kreise. Jetzt fiel noch ein Schuß – und noch einer! Der eine warf den Reiher herab und der andere ging fehl. Noch einmal brachen zwei Schüsse! – Ein Erpel fiel steintot herab, ein anderer kam geflügelt herunter und suchte schwimmend zu entkommen. Pak entkam inmitten der Schar davonstiebender Enten. Der Junge, den der Jäger bei sich hatte, wollte den vor Ungeduld am Riemen zerrenden Hund schnallen, aber der Mann beeilte sich, es ihm zu verwehren. Den davonschwimmenden Erpel würde er immer noch bekommen, aber an den gleichfalls noch lebenden Fischreiher durfte er den Hund nicht lassen. Krankgeschossene Fischreiher werden Hunden dadurch sehr gefährlich, daß sie mit großer Zielsicherheit nach den Augen stechen und den Hund blenden. Die Sicherheit sowie die Schnelligkeit dazu erwirbt ja der Reiher beim Fischfang. Ein Schuß erlöste den edlen Vogel von seinen Leiden, und ein weiterer ließ auch den Erpel, der schon beinahe in Sicherheit zu sein glaubte, umschlagen und die helle Unterseite zeigen. Nun brachte der braune Hund erst den Reiher und dann, einen nach dem andern, die vier Grünhälse. Eine weibliche Ente hatte der Jäger nicht geschossen, denn der Erpel in seiner Pracht erfreut das Jägerauge ganz anders als die unscheinbare Ente. Und vor allem, jeder Waidmann schont die Ente, wenn er den Erpel haben kann. Die Erpel sind bei der Märzente immer überzählig – und die Ente soll ja in der nächsten Brutperiode acht bis zwölf Junge hochbringen. Jäger, die gleichgültig dagegen, ob Ente oder Erpel, auf alles den Finger krumm machen, was einen breiten Schnabel hat, haben den Entenbeständen sehr geschadet. Doch da die Enten starke Gelege haben und klug und vorsichtig sind, so ist nicht das der Grund ihres Rückganges. Auch daß sie an manchen Orten, am Meer und anderswo, in Massen erbeutet werden, indem man zur Zugzeit mit sogenannten Entenkanonen unter sie schießt, vermindert ihre Zahl nicht so stark wie man denken könnte, obwohl durch einen solchen Schuß ein Dutzend und mehr ihr Leben lassen und wahrscheinlich noch mehr, krankgeschossen, später irgendwo verludern, weshalb denn diese Jagdart den Namen »Jagd« nicht verdient, sondern gemeine Aasjägerei ist. Die Ursache, daß von Jahr zu Jahr in Deutschland weniger Wildenten geschossen werden, ist einzig und allein die Art, wie der deutsche Boden bewirtschaftet wird. Die großen Moore, wie beispielsweise das Kremmener Luch bei Berlin, sind heute Weiden. Noch vor zehn Jahren waren diese Weiden eine Wildnis, in der Wild aller Art, wie Enten, Birkwild, Kraniche, Trappen, Bekassinen, Sing- und Raubvögel, aber auch Rehe, Hasen und Füchse, selbst Rotwild, eine Freistatt hatten, so urwüchsig wie am Anbeginn aller Tage. Doch nicht nur diese großen Flächen allein sind den Enten verloren. Auch Tausende von kleinen Teichen und Tümpeln, die von Schilf und Rohr, Busch und Baum dicht umstanden waren, sind dahin. Sie lagen überall da, wo zwischen den Äckern kleine Senken waren, belebten das Landschaftsbild ungemein und boten jeglichem Getier Schutz und Deckung. Solche

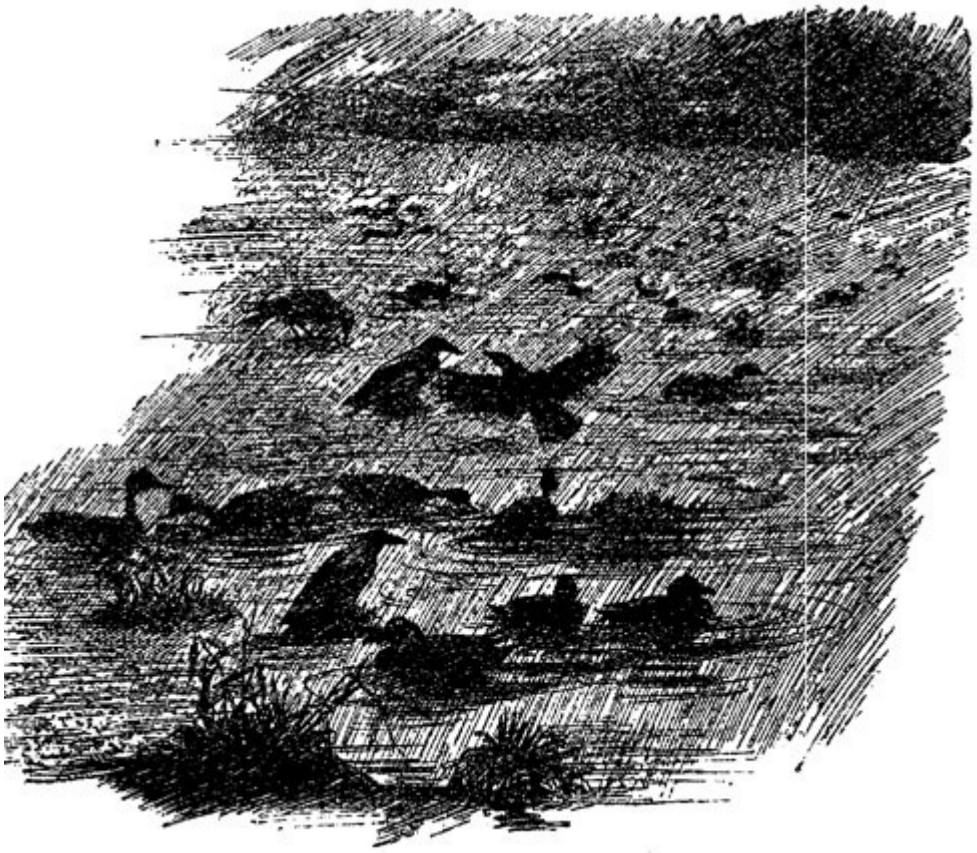
großen Entenscharen, wie die am Fließ bejagten, waren früher allgemein. Jetzt kommen sie in weitaus den meisten Fällen nur durch die Zusammenrottung im Winter zustande.

So war es auch bei dieser Entenschar, mit der Pak davongebraust war; sie hatte sich am offenen Fließ zusammengefunden, weil alle anderen Gewässer zugefroren waren. Wie hatte nun aber der Jäger, trotz der Wachen, die die Enten ausgestellt hatten, und trotz des so aufmerksamen Fischreihers an die Schar herankommen können?

Nur dadurch, daß an dieser Stelle des Fließes ein Hügel sich erhob und der Schütze so, wie ein Indianer sich anpürschend, in die Nähe der Enten kommen konnte. Vor der Hügelkuppe machte er halt, und legte den Jungen und den Hund ab. Dann aber, das letzte ganz freie Stück, brach er völlig ungedeckt hervor, wie »Bankos Geist in den Fichten«. Da aber die Enten und der Reiher Schlechtes immer nur an den Ufern unter der Deckung der Erlenbüsche hatten herankommen sehen, niemals aber über die freie Fläche, so wurden sie überrumpelt.

Pak wanderte nun mit der großen Schar der Enten im Lande herum. Neben den offenen Fließen gab es auch überschwemmte Wiesen, die stellenweise offen waren. Schnecken, allerlei Kleintiere und pflanzliche Stoffe fanden die Enten da, aber die Kost war mager. Zudem mußten sie das Vorhandene mit den Krähen teilen, die ebenfalls in großer Anzahl auf den Graskaupen dicht über dem Wasser saßen. Es war ein trübes Bild, die dunklen Flecke der Krähen und Enten auf den nassen Wiesen sich unlustig bewegen zu sehen, denn immer war es naßkalt und der Himmel düster. Doch auch diese karge und triste Zeit ging vorüber, und das Frühjahr kam. Da wurden die Flüsse und Seen frei von Eis, und die Breitschnäbel brauchten nicht mehr zu darben. Die großen Verbände lösten sich auf und viele kleine Scharen zerstreuten sich. Pak schloß sich drei anderen vorjährigen Jungerpeln an, und zu viert durchlebten sie den Februar. Doch mit dem Ende dieses Monats kam etwas Neues und Starkes in das Leben der jungen Burschen. Es ließ sie eine Unrast, die sie bisher nicht gespürt hatten, hin und her streichen, und überall fanden sie die Wildenten voller Leben und Erregung. Und als Pak bei dieser Gelegenheit eines Morgens in die Nähe einer schlanken und blanken Jungente kam, teilte sich auch ihm diese Aufregung mit. Er umkreiste die Hübsche, den Kopf dicht über dem Wasserspiegel haltend und ununterbrochen schnatternd. Die Ente ließ sich auch von der Schar der anderen etwas abdrängen, denn Pak erschien ihr interessant und nett. Aber da schoß einer von den Zweijährigen heran. Das Wasser schäumte vor seiner Brust, so eilig hatte er es, sich auf Pak zu stürzen. Der kam gar nicht dazu, sich zur Wehr zu setzen, denn er kannte die Gepflogenheiten der Reihezeit, wie die Zeit der Liebe bei den Enten genannt wird, noch nicht. Er war so überrascht und entsetzt von dem plötzlichen Überfall, daß er sich aufnahm und, die Umworbene sowie die drei Gefährten im Stiche lassend, das Weite suchte. Im großen und ganzen hatte er sich das Leben in der Freiheit doch anders gedacht. Die Möglichkeit, sich aufzuhalten wo man wollte, war erkauft mit sehr unangenehmen Begleiterscheinungen. So hatte er, seit er dem Jagdpächter entflogen war, eigentlich keinen Augenblick erlebt, in dem er nicht Hunger gelitten hätte, und teilweise sogar bittere Not. Es verlief kein Tag, an dem er nicht in Lebensgefahr kam, denn nicht nur die Jäger, sondern auch Fuchs und Iltis stellten den Enten nach. Pak hatte ja allerdings eine gute Schule bei Mautz dem Kater durchgemacht. Denn das Raubzeug der freien Wildbahn war nicht besser und nicht schlechter als der Gefährte seiner ersten Jugend. Wäre der Erpel ohne derartige Eindrücke, wie er sie durch Mautz

empfangen hatte, vom friedlichen Bauernhof ins feindliche Leben hinausgegangen, so hätte er wohl bald sein Ende gefunden. Doch war das Dasein in der Freiheit auch so noch schwer genug. Denn wenn man in all dieser Drangsal wirklich mal mit einer netten Entendame ein paar Worte reden wollte, dann kam so ein rauhbeiniger Flegel und stürzte sich wie eine Bestie auf einen. Und dagegen die gute, gesicherte Ernährung auf dem Hof der Alten, die Freundlichkeit der Menschen und des Hundes, die warme, behagliche Küche und, bis auf den Streit mit dem Ganter, Ruhe und Frieden alle Tage!



Enten und Krähen auf den düsteren, nassen Wiesen

Kämpfende Erpel

Plötzlich erschien Pak diese Vergangenheit so wunderbar, daß er unverzüglich seine Flügel dorthin lenkte.

Nachdem er eine gute halbe Stunde geflogen war, sah er Wald und Wiese der ihm bekannten Gegend – und dann sichtete er das Gehöft. Klein und winklig schien es ihm geworden zu sein. Er kreiste ein paarmal über dem Hofe, auf dem das Federvieh traurig herumstand, doch er konnte sich nicht entschließen, dort wieder niederzugehen, wo er geborgen und gut aufgehoben war. Er begriff auf einmal gar nicht mehr, wie er in solcher Enge hatte leben können, umgeben von gleichgültigen oder zänkischen Haustieren, die nie über die Grenzen des Gehöftes hinausgekommen waren. Der Gedanke, dort unten einmal herumgelaufen zu sein, ohne daß er jemals die Flügel ausgebreitet hätte um sich in die Lüfte zu erheben, kam ihm jetzt ganz unglaublich vor.

Da wurde Pak klar, was die Freiheit bedeutete, und daß sie nicht nur ungehinderte Bewegungsmöglichkeit einerseits und Entbehrungen und Gefahr andererseits war. Die vielen kleinen Dinge, die dem Freien selbstverständlich sind: schlafen wenn man will, fressen wann und wo man will, fliegen wann und wohin man will, sie, das ging dem Erpel jetzt gefühlsmäßig auf, bedeuteten das hohe Gut der Unabhängigkeit.

Nun erinnerte er sich auch an die über ihm dahinschießenden Wildenten, als er auf diesem Hofe gestanden hatte. Wie ein Funke durchfuhr ihn damals die Ahnung der Freiheit! Der aus Gewohnheit Versklavte weiß gar nicht mehr die Ursache seiner dumpfen Schwere und seines freudelosen Dahinvegetierens. Doch manchmal trifft ihn, wie der grelle Blitz das an die Dunkelheit gewöhnte Auge, ein jähes Erkennen seiner eigenen Knechtschaft. Aber der Funke geht so schnell, wie er kommt, und so war auch Pak damals wieder in seine Abhängigkeit zurückgesunken.

Aber jetzt machte er kehrt und flog dahin zurück, woher er gekommen war.

Immer stärker roch die Erde, immer freier flossen Ströme und Seen, und in den Wildenten wurde die Liebe stark und nahm ganz von ihnen Besitz. Pak jedoch und die anderen Jährlinge fanden keine Gegenliebe bei den Enten. Sogar von den Zweijährigen konnten nur sehr wenige eine Ente erobern. Es gelang nur den allerstärksten unter ihnen, den alten Erpeln standzuhalten. Selbst diese alten Haudegen fochten erbitterte Kämpfe aus, und wenn sie sich auch nicht umbrachten, so gab es doch manchen unter ihnen, der nur mit Mühe aufstehen konnte, wenn allein noch die Flucht vor dem Stärkeren Rettung bringen konnte.

Der schreckliche Deubel

Unterdessen entwickelte sich Mautz Schritt für Schritt zur vollen Reife. Immer breiter wurden seine Backenknochen, und seine grünen Augen schienen tiefer zu liegen, wodurch der Ausdruck des Kopfes an Verschlagenheit zunahm. In dem Maße, wie der Kopf des Katers stärker wurde, wirkten seine Ohren kleiner. Mit einem Wort, die elegante Schönheit erster Jugend schwand und machte allmählich gedrungener doch geschmeidiger Kraft Platz. Und so, wie diese Wandlung äußerlich in Erscheinung trat, vollzog sie sich auch innerlich. Der Kater begann sein Handwerk zu meistern; Erfahrungen, die er sammelte, die vorzüglichen Sinne, mit denen er ausgestattet war, und das Sichindergewalthaben erhielten Mautz am Leben, obwohl er ja längst verschiedenen Grünröcken bekannt und verhaßt war. Zu den genannten Eigenschaften kam aber nun noch eine hinzu, die ein allzu junger Kater noch nicht hat. Das war eine besondere Form von List, die Mautz eines Tages zeigte.

Er saß auf einer Blöße. Es war einer der ersten schönen Tage, mit hohem, blauem Himmel und herber Luft, der erste Frühlingsahnungen aufkommen ließ. Wieder einmal hatte sich der Kater verspätet. Er war satt, und die so lange entbehrte Sonne streichelte zu zart und wohltuend den Balg, so daß die Trägheit stärker war als die Vorsicht. Aber dann zog es den Kater doch nach Hause. Er lief nicht allzu schnell über die kleinen Wälle dahin, zwischen denen winzige junge Kiefern standen, die noch nicht höher waren als eine Hand breit ist. Da sah er auf einmal vor sich, in einer Entfernung von etwa sechzig Metern einen Jäger stehen, der im Begriff war, mit aller Vorsicht das Gewehr an die Backe zu heben. Und obwohl dem Kater Eis durch das Mark rann, und ihm vor plötzlicher Furcht übel wurde, blieb er äußerlich vollkommen ruhig. Er änderte seine Richtung ganz wenig und ging mit denselben Schritten wie vorher dahin, wo eine Furche besonders tief wurde. Der Jäger lag im Anschlag, und da die Katze immer noch, wenn auch in etwas veränderter Linie auf ihn zukam, so wurde ihm nicht klar, daß der Kater ihn schon weg hatte, und bis auf vierzig Meter wollte der Mann sein Opfer heranlassen. Aber Mautz, der gar nicht so erpicht darauf war, ein Opfer zu werden, war plötzlich nicht mehr da! Er hatte den Punkt erreicht, an dem die Furchen tiefer wurden. Nun war er verschwunden als hätte ihn die Erde verschluckt! Während der Mann noch wartete, war Mautz in der tiefen Furche schon ein gutes Stück von dem Jäger fortgekommen. Jetzt wurde dem Nimrod der Zusammenhang klar, und er lief schnell und leise dahin, wo die Katze verschwunden war. Da sah er sie. Über hundert Meter weit, zu weit für einen Schuß, im Galopp der Kiefernschonung zustreben. So hatte sich Mautz durch seine Selbstbeherrschung und List gerettet.

Der Mann im grünen Rock aber war schlechter Laune. Er hatte es immer verstanden, das Raubzeug in seinem Revier kurz zu halten, und die Hasen, Rebhühner und die wenigen Fasanen, die er hier hatte, gediehen recht gut. Aber nun kam da eine Katze von irgendwo her, richtete eine Menge Schaden an und war nicht zu kriegen. Wenn er wenigstens wüßte, wo die graue Bestie ihren Unterschlupf hatte. Aber auch das war schwierig. Zwar die alte Feldscheune könnte eigentlich recht gut die Burg des Raubritters sein, denn er, der Jäger, hatte die Fährte schon zweimal bis zu einer kleinen Lücke unten im Tor verfolgt. War das aber der Fall, dann war der Lorbas schwer zu kriegen, denn in den Heu- und Strohgebirgen fand er zuviel Deckung. Und wieder einmal machte sich der Waidmann schwere Vorwürfe, daß er, seit sein braver alter

Hektor in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt war, sich noch immer keinen neuen Hund angeschafft hatte. Doch da fiel ihm ein, daß sich für die nächsten Tage ein junger Tiermaler angemeldet hatte, um bei ihm ein paar Kaninchen zu schießen. Dieser junge Mann hatte einen schottischen Terrier. Einen von diesen kleinen gedrungenen Rabauken, die, schwarz und graubraun gestromt mit tiefer Brust, kurzen Läufen und mächtigem Kopf, einen fabelhaften Schneid haben und auch sonst jagdlich hervorragend veranlagt sind. Bei diesem Gedanken zog eine leise Hoffnung in die Brust des Jägers, und er kehrte heim, denn gewaltiger Hunger hatte ihn gepackt.

Es vergingen einige Tage, dann kam tatsächlich der junge Maler mit seinem Hund. Das war ein ulkiger Geselle. So klein und grotesk er war mit seinen kurzen Läufen, struppigem Fell und kräftigem langen Kopf und Fang, so sehr mußte man seine Persönlichkeit anerkennen.

Die Frau des Hauses konnte sich nicht genug wundern, wie ruhig der Hund war. Auf ein Wort seines Herrn legte er sich auf den ihm bezeichneten Platz und von dort verfolgten seine schönen, dunklen Augen, die, wie bei allen Hundert dieser sehr alten Rasse, etwas melancholisch waren, jede Bewegung seines Herrchens. Das alles fand der Herr des Hauses recht gut und schön, doch schien ihm der Hund phlegmatisch, und er konnte sich schwerlich vorstellen, daß dieser kleine Kerl etwas gegen wehrhaftes Raubzeug unternehmen würde.

Nach dem Frühstück ging man dann hinaus ins Revier. Deubel, so hieß der Schotte, und so sah er ja auch aus, zeigte deutlich seine Freude, und als die beiden Männer die Flinte umhingen, war der sonst so überruhige Hund ganz aus dem Häuschen. Da wurde der Jägersmann langsam neugierig – blieb aber skeptisch.

Jeder Jäger sieht an der Art, wie ein Hund sich draußen benimmt, auch wenn er nicht direkt am Wild ist, was man in jagdlicher Hinsicht möglicherweise von ihm erwarten kann. Und da mußte der Jagdherr sagen, daß der kleine Schotte sich gut benahm, wenn er dabei auch drollig wirkte. Er rannte nicht fahrig hin und her, und vergeudete nicht gedankenlos seine Kraft, wie man es so oft bei Hunden beobachten kann. Sein gehaltenes Temperament, seine Art, die Nase nicht vom Boden zu nehmen, und sein ganzes zielsicheres Wesen ließen den Kenner guten, jagdlichen Instinkt vermuten. Plötzlich fuhr ein Hase aus der Sasse! Deubel hinterdrein! Jedoch ein einziger Ruf seines Herrn, und der kleine Hund machte »Setz dich«. Da meinte der Skeptiker: »Also Appell hat die Kröte auch«. Als aber dann der Herr des Hundes den kleinen Kerl an die Leine nahm, und Deubel sicher und flott der Hasenfährte nachging, sah ihn der Jagdpächter allmählich mit anderen Augen an.

Als man in die Nähe der Scheune kam, war es Abend geworden. Die beiden befleißigten sich größter Stille und bezogen ihre Posten, jeder hinter einer Ecke der Scheune. Ihre Hoffnungen mußten zwar gering sein, denn es war nicht wahrscheinlich, daß die Katze vor völlig eingetretener Dunkelheit die Scheune verließ, wenn sie überhaupt darin war.

»Und Sie wollen den kleinen Köter wirklich auf die Katze loslassen?«

»Ja.«

»Wenn da man der Hund nicht mehr abkriegt als die Katze.« So hatte der Jagdherr zu seinem Begleiter gesagt, als sie sich trennten. Aber der Maler hatte nur abgewinkt und

war hinter seine Ecke getreten. Das schwarze Hündchen saß mit gespitzten Ohren dicht an seinen Füßen und gab keinen Laut von sich. Das Licht nahm merklich ab, die Uhlenflucht war da, und der Jäger glaubte schon, wie erwartet, die Sache klappe nicht – – – da sah er den Kater davontrotten. Schon wollte er, entgegen der Verabredung, auf den Räuber schießen, da hörte er seinen Jagdgefährten rufen: »Allons! Faß, mein Hund!« Dann sah er den kleinen Schwarzen hinter dem Kater herstürzen und dachte nun, der würde rennen, was er konnte, um fortzukommen. Oder er würde versuchen, zurück das Loch in der Scheune wieder zu erreichen. Er hob die Waffe, aber nur, um sie verblüfft gleich wieder sinken zu lassen. Mautz, der schon einmal von einem weit größeren Hunde verfolgt worden war, glaubte den Rummel zu kennen. Er floh nicht, sondern machte kurz kehrt und griff fauchend mit zurückgelegten Ohren an. Doch diese kleine Bestie von Hund, die nicht viel größer war als Mautz, sprang mitten hinein in das Höllengemisch von glühenden Augen, scharfen kleinen Krummessern, reißenden Zähnen und dumpf knurrenden Lauten. Er hatte auch schon zwei gräßliche Hiebe im Gesicht, die so schnell gegeben worden waren, daß es unglaublich war, aber dennoch griff er zu. Mit seinem Gebiß, das einem großen Hunde alle Ehre gemacht hätte, faßte der Schotte den Kater blitzschnell über das Kreuz und – – mochte der schreien, beißen und schlagen – der rabiate Terrier schüttelte, schüttelte mit seinem muskulösen Nacken, und die mörderischen Zähne ließen nicht los. Aber das Kreuz jeder Katze, auch der stärksten, ist empfindlich und so schwanden Mautz die Sinne. In einer zuckenden Welle von Schmerz und Übelsein sank des tapferen und die Freiheit liebenden Katers Hirn in Dunkelheit, und seine Abwehr hörte auf. Sofort ließ Deubel von ihm ab, sprang freudig an seinem Herrn hoch und ließ sich abliebeln. Dann aber wollte er den scheinbar verendeten Kater aufs neue schütteln, doch Herrchen nahm ihn an die Leine, denn der schöne Katzenbalg sollte geschont werden. Der Jagdherr war außer sich. Er schwor, so etwas noch nie gesehen zu haben und wollte den Hund sofort und um jeden Preis kaufen. Aber der Maler dachte nicht daran. Wohl aber versprach er, dem begeisterten Jäger einen kleinen Sohn des Katzentöters zu schicken. Da heulte der Hund auf einmal laut auf, und riß an der Leine wie ein Berserker. Der Kater hatte sich schwankend erhoben. Taumelnd wankte er zu dem rettenden Loch in der Scheune. Der Maler löste schnell seinen Hund von der Leine und Deubel stürzte auf den Kater los, um zu vollenden, was er dachte schon getan zu haben. Aber er kam um einen Gedanken zu spät. Für Deubel war das Schlupfloch zu schmal, und das Tor der Scheune war verschlossen. So hatte Mautz wieder mal mit dem letzten Reste seines zähen Lebens seinen Balg gerettet. Die Männer fluchten, der Hund raste, und der Kater lag wimmernd im Heu, aber in Sicherheit.

Der rabiate Terrier schüttelte

Als nun die Jäger nach Hause gingen, kam der Mond hinter den Bäumen herauf. Ein Weidenbusch, der voll schwellender Kätzchen war, zeichnete eine ferne Silhouette auf die große blaßgoldene Scheibe und über den beiden Männern und dem Hund scholl aus der duftenden Frühlingsluft ein feines Klingeln herab, dessen Urheber unsichtbar blieben. Es wurde stärker und näherte sich immer mehr. Dort oben zog Pak mit ein paar anderen Erpeln in der Dunkelheit dahin. Er war auf dem Wege zu einem Altwasser, in dem es eine Menge guter Sachen gab. Wohl hörte er die Männer und den Hund, aber sie beunruhigten ihn nicht, denn die Nacht verbarg ihn ihren Augen.

»Enten!« sagte der Maler, und aus seiner Stimme klang die Passion.

»Ja, wir haben hier eine Menge davon«, meinte der andere. Der Schotte, der inzwischen in der Nähe herumgewuselt war, gab auf einmal Standlaut. Erstaunlich kräftig klang sein Hals hinter einem der Weidenbüsche hervor. Als die Männer dorthin liefen, verbellte der Hund Heinz Pickelmann, den Igel. Sein Herr rief ihn ab. Widerstrebend gehorchte Deubel, doch als man dreißig Meter weiter war, rannte der Bursche schnell wieder zurück und erschreckte den Igel nochmals, ehe er ihn endgültig sich selbst überließ. Die beiden heut erfolglosen Jäger nahmen sich vor, sich vom Besitzer der Scheune den Schlüssel auszubitten, um dem Kater den Garaus zu machen.

»Ich denke, wenn wir morgen früh mit dem Scheunenschlüssel, den uns der Besitzer sicher geben wird, zurückkommen, dann wird der Kater schon verendet sein.« meinte der Jagdpächter.

»Das glaube ich kaum«, antwortete der Maler, »denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß sich Katzen, wenn sie nicht auf der Strecke bleiben, wieder ausheilen.«

»Na – wenn der Kater noch krauchen kann – Ihr Hund wird ihn dann schon finden; und sollte der Leisetreter oben auf einem der höchsten Balken sitzen, dann holen wir ihn eben mit einem Schuß herunter.«

Schotte und Igel

Drei Jäger erzählen

Nachdem die beiden diesen Vorsatz gefaßt hatten, schritten sie kräftiger aus und kamen bald an das erste Haus des Dorfes. Als sie am Dorfkrug vorbeigehen wollten, meinte der Maler: »Na, wollen wir nicht noch 'n Augenblick hereingucken?« Der andere hatte nichts dagegen und so traten sie ein. Hier wogte, wie in den Wiesen der Nebel, der Tabaksqualm. Der Pächter wurde mit freundlichem Zuruf empfangen, denn der alte Förster Kolbe saß in der Ecke hinter dem runden Tisch und freute sich, daß endlich jemand kam, mit dem er ein paar Worte reden konnte. Der Pächter stellte dem alten Weißbart den Maler vor und rief den Wirt. Der war ein kleiner dicker Mann, an dem alles glänzte; das Gesicht und die Glatze, vor allem aber die Nase. Das war ein Prachtstück. Sie war rund, rot und blank. »Ne richtige Weihnachtsbaumkugel« hatte mal einer der Gäste sehr treffend bemerkt. Aber der dicke Hädtke war darüber nicht böse, denn ihn erfüllte ein unzerstörbarer Gleichmut.

Als der Jagdpächter eine Flasche Burgunder bestellte, dachte der Maler: »O weh, da wird wohl die edle Blaubeere Pate gestanden haben!« Er traute der Dorfschenke so edles Naß nicht zu. Der alte Knasterbart mochte dem jungen Maler wohl seine Bedenken angesehen haben. Um seine hellblauen Augen zitterten ein paar lustige Fältchen, als er sagte: »Wissen Sie, junger Freund, wenn sie in der allererbärmlichsten Vorstadtkneipe einen Wirt finden, der solch Paradenäschen hat, wie der unsrige hier, dann können Sie ruhig Burgunder bestellen, denn nur dieser herrliche Tropfen läßt solche Feuerblumen erblühen«.

Und richtig! Die Flasche zeigte ein feingestochenes Etikett, und die bräunlichen Flecke, die das alte Papier trug, erhöhten in den Augen des Kenners den erwartungsvollen Reiz des Augenblicks, in dem solch Fläschchen auf den Tisch schwebte. Aber wenn schon ihr Äußeres Sympathie erweckte, so übertraf doch das Innere der Flasche die Erwartungen der drei Männer erheblich. Der Duft, der aus den guten Gläsern stieg, war die rechte Einleitung zu der feurigen Milde, der rassigen Fülle und der aus lebendiger Schwere aufsteigenden Lieblichkeit dieses Weines. Und der feine Tropfen ging nicht verloren. Denn obwohl die drei Zungen, die ihn jetzt prüfend am Gaumen zerdrückten, drei ganz verschiedenen Männern angehörten, waren sie doch alle drei voll empfänglich für eine so kostbare und seltene Bekanntschaft. Da wurde denn die kleine Dorfkneipe bedeutungsvoll, bekam Charakter und erschien den vom Wein aufblühenden Hirnen als ein Raum, in dem der Gedanke und die Phantasie mit am Tische saßen.

Zuerst sprach man von Hunden. Der Pächter erzählte noch einmal von all seinem Leid mit dem grauen Kater, bis zu dem heute erlebten Kampf des kleinen Schotten mit diesem Wilderer. Der alte Kolbe war kaum zu überzeugen, daß dieser kleine Hund ein solcher Haudegen sein sollte.

»Ist er denn auch gut im Fuchsbau?«

»Nein, das leider nicht – er ist zu tief in der Brust«, sagte der Maler. »Ich habe das oft bedauert – aber seit dem vergangenen Herbst bin ich fast froh, daß es so ist, denn ich war Zeuge einer sehr traurigen Begebenheit, die sich beim Fuchsgraben zugetragen hat.« Die beiden Nimrode wollten das natürlich genau wissen, und der Maler ließ sich denn auch nicht lange bitten.

»Mein Deubel hatte sich die Pfote etwas verstaucht und mußte zu Hause bleiben, als ich einer Einladung zum Fuchsgraben folgte. Er sah mich kaum an, als ich die Flinte in das Futteral schob und mich verabschiedete. Still lag er auf seinem Platz und litt die Qualen des Zurückgesetzten. Ich streichelte ihn und sprach ihm gut zu, aber er war so gekränkt, daß er kaum den Kopf zu mir umwandte. Und doch – vielleicht war es sein Glück, daß er nicht mit konnte. Die Reise war kurz. Ich wurde gut aufgenommen und nach einem gemütlichen, jedoch nicht allzu ausgedehnten Abend schoben wir uns in die Sasse. Der frühe Morgen sah uns im Revier. Wir waren zu dritt. Förster Bomgart mit dem struppigen grauen Vollbart, den immer lustigen Augen und der fröhlich klingenden Stimme. Ernst Haß, lang und breit, wie beinahe alle Ostpreußen, die ich kennengelernt habe, und ich. Heute sollte endlich der starke Fuchsrüde dran glauben, der am Heidenfriedhof seinen Bau hatte. Auf dem Ansitz war er nicht zu kriegen, weil er erst zu Felde schnürte, wenn Himmel und Erde eins waren. Was eine Falle war, wußte er auch schon lange, und Giftbrocken wurden in diesem Revier nicht gelegt. Also wollten wir versuchen, ihn zu graben, obwohl der Balg zu dieser Zeit noch nicht gut war. Er machte zuviel Schaden, besonders unter den Fasanen. Schweigend stapften wir durch den Sand der märkischen Kiefernheide. Es war ein sehr warmer Herbsttag, und jeder von uns hatte einen Teckel im Rucksack, denn wir wollten die Hunde nicht schon auf dem langen, heißen Wege ermüden, damit sie frisch bei der Arbeit wären. Die Kusseln hörten auf einmal auf und eine leichtgewellte Sandfläche leuchtete weiß in der Sonne. In der Mitte lag auf einem Hügel eine Menge Gestein verstreut, und eine Krüppelkiefer, so bizarr und eigenartig gewachsen, wie ich sie noch nie gesehen hatte, stand einsam da. Das war der Heidenfriedhof. Hier holt man noch heute, wenn man geschickt und vorsichtig gräbt, Tongefäße von schöner und schlichter Form aus der Erde, die nach dem Urteil der Wissenschaft vor mehreren tausend Jahren hier in die Erde versenkt wurden. Die Menschen, die hier gelebt hatten, gaben sie voll Nahrung ihren Toten mit auf die lange Reise. Da nun Bauern im allgemeinen etwas abergläubisch sind, wurde der Ort gemieden und der rote Räuber, dem zuliebe wir gekommen waren, hatte hier sein Malepartus. Es war ein weitverzweigter, alter Bau, der schon jahrzehntelang Fuchs und Dachs beherbergt hatte, aber seit ein paar Jahren bewohnte ihn nur dieser alte Fuchsrüde. Es wäre genügend Raum für fünf Füchse und noch ein Dachspaar gewesen, aber der alte Fuchs biß alles aus dem Tempel. Selbst Meister Grimmbart, der hier lange gehaust hatte, mußte schließlich den ewigen Stänkereien des Roten weichen, obwohl er doch gefährlicher schlägt als der Fuchs.

Die meisten der Röhren verstopften wir mit Zweigen, doch zwei nebeneinander liegende ließen wir offen. Sie waren nur wenige Meter von der Kieferndickung entfernt, und man mußte eine schnelle Flinte schießen, wenn man den Fuchs während des kurzen Momentes fassen wollte, den er brauchte, um in der Dickung zu verschwinden. Haß, als vorzüglicher Schütze, stellte sich dorthin. Wir beiden andern wollten graben. Die Teckel hatten wir aus dem Rucksack befreit, aber vorläufig noch angekoppelt an den Baum gebunden. Sie waren mächtig aufgeregt, zerrten und rissen an den Leinen, und besonders Jenny, die kleine kurzhaarige, hirschrote Hündin, gebärdete sich wie ein Teufel. Nicht ganz so wild war ihr Bruder, der der Schwester sehr ähnlich, nur nicht ganz so tief in der Farbe war. Am meisten Würde bewahrte Waldmann, ein schwarzbrauner Rüde. Rauhhaarig und stark in den Knochen, hatte er schon viele Kämpfe mit Fuchs und Dachs bestanden. Der Förster und ich, wir standen eben noch über die letzte Röhre

gebeugt, da krachte ein Schuß. Die Teckel heulten und rasten an ihren Leinen, und als wir zu Haß rannten, stand er mit der Flinte in der Hand, und sich bückend, sah er in die Kusseln. Aber ein Stück Wild war nicht zu sehen.

»Diesmal hat es also doch nicht geklappt«, meinte der alte Bomgart.

»Der Fuchs liegt verendet in den Kusseln«, antwortete Haß.

Bei jedem anderen wären mir diese Worte als etwas zu sicher erschienen, aber von diesem Manne konnte man sagen, daß auf zehn Treffer ein Fehlschuß käme. Der Fuchs lag denn auch, keine zwei Meter vom Rande der Kusseln entfernt, und war schon verendet. Es war ein junger Fuchs – – – nicht der alte! Wir dachten schon, der Chef wäre nicht zu Hause, weil sich der Junge in den Bau getraut hatte, aber als wir die Hunde an die Röhre ließen, waren sie so interessiert, daß wir eines Besseren belehrt wurden. Wir ließen die drei also einschliefen. Zuerst war es still, aber bald hörten wir das Geläut der Hunde. Wie dumpfe Glocken aus der Unterwelt klingt es. Wir liegen mit dem Ohr am Boden. Dann verklingt der Laut für eine Weile, doch nun dringt er wieder herauf, und jetzt endlich – Standlaut! Die Hunde haben den Fuchs fest. Meister Bomgart schlägt durch. Doch sehr tief liegt die Röhre. Der Hundelaut ist nur gerade noch zu vernehmen. Ich löse den Förster ab. So schnell es nur geht, schippe ich. Der Schweiß rinnt – eine harte Arbeit – aber was macht das, die Passion hilft über alle Mühsal hinweg. Nach zehn Minuten klingt der Laut der Hunde immer noch fern, und hin und wieder sind Pausen. Der Schacht wird immer tiefer und noch immer sind die Hunde und der Fuchs nicht erreicht. – Der Alte schippt wieder, ich muß mal verpusten. Jetzt stößt der Spaten auf einen großen Stein, er muß herausgegraben werden, eine langwierige Sache. Als dieses Hindernis endlich überwunden ist, wird es still in der Erde. Kein Laut ist zu hören. Voller Unruhe graben wir weiter und erreichen endlich die Röhre. Starke Fuchswitterung strömt heraus, aber kein Hundegesicht erscheint. Schnell wird die Röhre freigelegt – da offenbart sich ein Unglück! – – – Alle drei Teckel und der Fuchs – – – sind tot! Erstickt! – – – Schnell sind die drei Hunde herausgeholt! Wir haben gerieben und geklopft; umsonst! Da sehe ich, wie die kleine Hündin die Lefzen etwas verzieht! Nach minutenlanger Massage kommt wenigstens der eine unserer kleinen Gehilfen wieder zu sich. Noch schwach und torkelnd erhebt sich Jenny und wedelt matt mit der Rute. Wie es zu dem Trauerspiel kommen konnte? – Der Fuchs hatte sich in eine Sackröhre verlaufen und wurde nun von den beiden jüngeren Teckeln in die Enge getrieben und gestellt. In ihrer wütenden Hast, den Feind zu fassen, hatten sich die beiden unerfahrenen Hunde nebeneinander in der engen Röhre festgeklemmt. So fand sie der dritte, der ältere Hund. Auch er wollte an den Fuchs, konnte aber an den beiden anderen Teckeln nicht vorbei. Da grub sich der erfahrene Kämpe unter den Jungteckeln an den Fuchs heran. Durch den nach hinten geschleuderten Sand verstopfte er sich und den andern den Ausgang und die Luftzufuhr. In diesem engen Raum war die Luft von den vier Tieren bald verbraucht und so entstand das Unheil. Alle drei Hunde hatten Preise auf Ausstellungen errungen und besonders Waldmann war seinem Herrn sehr ans Herz gewachsen. Die kleine Hündin blieb noch den ganzen Tag benommen und auch in den nächsten vierzehn Tagen war sie nicht recht in Ordnung. Langsam aber wurde sie dann doch wieder die alte. Als ich etwa sechs Wochen nach diesem Fuchsgraben Haß besuchte, fand ich Jenny im Wochenbett. Vier stramme Welpen, zwei Rüden und zwei Hündinnen, lagen in der Hütte bei der Mutter.

Vier stramme Welpen lagen bei der Mutter

›Der Vater ist der selige Waldmann‹, meinte Haß.

Ein Rüde und eine der Hündinnen hatten die bei Teckeln nicht häufige Farbe des Vaters, sie waren schwarzbraun. Eine Hündin war hirschrot wie die Mutter und der vierte Junghund war merkwürdigerweise schwarz mit rot. Alle vier Hunde wurden später, sowohl was Leistung als auch was Schönheit anbelangt, außerordentlich gut.«

»Ja – man soll gar nicht glauben«, meinte der alte Förster, »wie intelligent manche Tiere sind. Beileibe nicht alle, der Prozentsatz dürfte genau so hoch sein wie bei den Menschen. Hier wie dort sind Individuen, die selbständiger Gedankenarbeit fähig sind, sehr selten. Wie klug ist zum Beispiel der Waldmann gewesen, von dem Sie da eben erzählten. Neun von zehn Hunden hätten die beiden andern in die Keulen gezwickt, um an den Fuchs heranzukommen, und dieser schlaue Teufel gräbt sich darunter weg. Daß es so böse ausgehen würde, konnte er natürlich nicht mit einkalkulieren.«

»Und doch gibt es viele Wissenschaftler«, ließ sich der Pächter vernehmen, »die den Tieren folgerichtiges Denken absolut nicht einräumen wollen, indem sie behaupten, das Tier folge einzig und allein seinem Instinkt.«

Da sagte der Maler: »Das ist der lächerlichste Unsinn, den man sich denken kann. Ich antworte solchen Ansichten immer mit einem Zitat des Altmeisters Brehm: ›Wer den Verstand der Tiere leugnet, ruft die Sorge um seinen eigenen wach!‹«

»Das ist gut«, lachte der Förster, »prägnanter kann man es gar nicht sagen. Aber wissen Sie, meine Herren, da möchte ich Ihnen doch noch eine Geschichte erzählen, die, Sie mögen mir glauben oder nicht, von A bis Z auf Wahrheit beruht. Sie wissen«, hier wandte sich der Alte, listig mit den Augen zwinkernd, an den Pächter, »daß ich lange Jahre meines Lebens in den Tropen war. Ich habe den Burenkrieg mitgemacht, war Inspektor auf mehreren Plantagen und habe immer und überall Gelegenheit genommen zu jagen. Das hat mir denn schließlich auch mein steifes Bein eingetragen. Ich trat an einen Panther heran, den ich eben geschossen hatte, denn ich war der festen Überzeugung, das Biest wäre verendet. Ehe ich mich's aber versah, reißt mir doch der Halunke das Bein vom Knie abwärts bis auf den Knochen auf! Dann kam Blutvergiftung

hinzu und ich habe ein halbes Jahr gedoktert. Später übernahm ich einen Tiertransport nach Marseille. Da lernte ich in einer Kneipe Jäckie kennen. Er war dort Ober und nie bin ich besser bedient worden. Das einzige, was Jäckie nicht konnte, war Sprechen. Sein Herr, der Wirt des Lokals, ein weitgereister Mann, erzählte mir dann Jäckies Geschichte, und die will ich Ihnen jetzt mit den Worten des Marseiller Wirtes wiedergeben. Um Sie aber nicht im Unklaren zu lassen, schicke ich eins voraus: Jäckie war ein Schimpanse – seine Mutter hatte – eine Seltenheit bei Affen – zwei Junge. Und da sich ein Affenkind, so lange es sehr klein ist, auf allen Wegen im Brustfell der Mutter festklammert, war eben ein Kind zuviel.

›Wir lagen damals in der Mondbucht vor Anker, und ich ließ mir Landurlaub geben. Ich ruderte in einem kleinen Boot auf den Wald los. Das Wasser war glatt. Wie ein ungeheurer Smaragd, in dessen berückender Farbtiefe Tiere und Pflanzen in immer neuen und überraschenden Formen ihr Leben lebten, so lag das Wasser in seiner durchsichtigen Klarheit da.

Ein tosendes Meer von Tönen brach aus dem Walde. Regungslos, wie verzaubert und doch strotzend in Farben und Fülle, wirkte die duftatmende Mauer wie ein unerhört reich und kunstvoll gewirkter Vorhang. Ich stieg an Land und fand gleich einen Pfad, den ich hielt. Unter dem Gewirr von Lianen schritt ich dahin, und ich sah gerade nach einem Vogel, dessen Gefieder wie Feuer aufblitzte, als ich nicht mehr allein war. Wie aus der Erde gewachsen, standen plötzlich ein halbes Dutzend Neger um mich herum. Unbeweglich, riesenhaft, in den Gesichtern weiße Ornamente, die nackten Athletenkörper blauschwarz, waren die Krieger so lautlos gekommen, daß ich gar keine Zeit hatte, erschrocken zu sein. Die Burschen machten auch nicht viel Geschichten, ein nicht sehr sanfter Stoß brachte mich in Gang und wir gingen zum Dorf. Ich dachte, jetzt verkaufen sie dich auf den Hufen, denn eine geschlachtete Ziege muß man tragen – eine lebende läuft allein.

Na – es wäre wahrscheinlich auch so gekommen, wenn Jäckie nicht eingegriffen hätte. Kaum waren wir im Dorfe, und die Schokoladenjungs wollten mich eben in die Mache nehmen, da brachten ein paar halbwüchsige Bengel einen winzigen, jungen Schimpansen angeschleppt. Er hatte traurig unter einem Baum gesessen und geweint. Denn seine Mutter hatte seinen Bruder, der kräftiger war als er, behalten, und ihn, den kleinen Jäckie, ausgesetzt. Für mich war nun kein Interesse mehr vorhanden. Das Schimpansenjunge schrie und wehrte sich gegen jede Berührung. Die Eingeborenen sind in dieser Gegend nicht gut zu Tieren, auch zu Affen nicht – – aber mit den Menschenaffen machen sie eine Ausnahme. Auch jetzt gaben sie sich die größte Mühe, die Liebe des Kleinen zu gewinnen. Sie imitierten die Sprache der Schimpansen, boten dem Affenjungen Milch an und versuchten es zu liebkosen. Es war alles umsonst! Das Kind schrie, biß und kratzte. Ich hatte mich genähert, um den Kleinen aus der Nähe zu sehen. Das Tierchen saß auf der Erde, böse und verängstigt starrte es diese aufgerichteten Tiere an, die im dichten Kreis herumstanden. Weit genug vorgedrungen, hielt ich dem kleinen Wesen die Hand hin und rief »Jäckie«. Der Kleine sah mich an, faßte vorsichtig nach meiner Hand, roch daran, und auf einmal fing er an zu quieken und zu grunzen, kam auf mich zu, krabbelte an mir, der ich gebückt dastand, hoch und legte seine kleinen Arme um meinen Hals. Ganz fest barg er sein Köpfchen an meiner Brust und war still. Woran es lag, weiß ich nicht, Jäckie hatte mich sofort als »Papa«

anerkannt und war nicht mehr von mir zu trennen. Von dem Augenblick an betrachteten mich die Neger mit abergläubischer Furcht. Das Entgegenkommen desselben Tieres, das ihnen nur mit Haß und Furcht begegnete, konnten sie sich nur durch geheime Kräfte erklären, die mir innewohnen mußten.

Nun hatte ich nichts mehr zu fürchten. Die ollen ehrlichen Menschenjäger gaben mir reichlich zu essen und zu trinken und geleiteten mich zurück zum Schiff. Der Affe hing an meinem Halse. Ich stieg ins Boot und ruderte zum Dampfer, kletterte am Tau hoch und wurde von meinen Kameraden mit Hallo empfangen. Nichts konnte den kleinen Schimpansen mehr erschüttern, er verließ sich in allem vollkommen auf mich. Ein paar Ziegen, die dem Kinde Milch gaben, waren an Bord, Früchte, soviel es haben wollte, auch, und so gedieh der Kleine prächtig.

Wir mochten wohl drei Monate unterwegs sein, seit ich Jäckie gebracht hatte, da gab er uns zum ersten Male seine besonderen Fähigkeiten zu erkennen. Wir hatten einen Kerl an Bord, der stahl. Stehlen tun ja auch andere Leute, ich meine so kleine Diebereien, Mundraub und so. Aber so, wie der Junge die Sache anfaßte, das ging ein bißchen zu weit. Er stahl dem Koch die Eßwaren und Getränke, er stahl unsere Messer, Reservekleidungsstücke, Tabakspfeifen, Zigaretten und Geld – also einfach alles. Dabei war der Bursche so geschickt, daß ihm nie etwas nachzuweisen war. Die geklauten Sachen versteckte er so gut, daß sie unauffindbar waren. Kam er dann mal mit fremden Matrosen zusammen, so verkaufte er den Raub. Wir hätten uns seiner natürlich längst entledigt, selbst ohne Beweise, aber er war der witzigste, liebenswürdigste Mensch, den man sich denken konnte, und außerdem ein Unikum auf der Ziehharmonika.

Da wurde eines Tages unser Käpt'n an seiner empfindlichsten Stelle getroffen, denn ihm fehlte eine Flasche erstklassiger französischer Kognak. Natürlich fiel der Verdacht sofort auf Hinnerk, unsern Langfinger. Aber der Verdacht ist noch kein Beweis, und zu beweisen war ihm nichts. Hinnerk wurde gewaltig ins Gebet genommen. Wir sagten ihm, er solle doch ein Herz haben und die Pulle wieder rausrücken, um unsern Käpt'n von seiner schweren Depression zu helfen, ja wir sicherten dem Gauner sogar völlige Straffreiheit zu. Alles umsonst. Wie wir so was nur von ihm denken könnten – und seinen verehrten Käpt'n, den bestehle er nicht usw., lauter Lügen. Es kam tatsächlich so weit, daß wir alle auf Deck antreten mußten, und der Chef fragte jeden auf Ehre und Gewissen, ob er wüßte, wo der Kognak wäre. Der Alte war die Reihe schon halb durch, jeder sagte »Nein, Käpt'n!« und der Schiffsgewaltige näherte sich Hinnerk. Hinter dem Käpt'n wackelte, wie seine Ordonnanz, Jäckie. Als die beiden bei Hinnerk waren, blieb der Affe sitzen und grunzte.

Käpt'n: »Hinnerk, Du Halunke – ich glaube – Du hast meinen Kognak.«

Hinnerk: »Nein, Käpt'n, ich bestimmt nicht!«

Jäckie quakt und grunzt und klatscht mit den Händen aufs Deck, nickt mit dem Kopf und sieht dabei den Verdächtigen an.

»Nein Jäckie,« sagt Hinnerk, »ich war es wirklich nicht«, und zu dem Kapitän, »glauben Sie ihm nicht, Käpt'n, es ist ein schmutziger alter Verleumder und hat gar keinen Anstand seinen Schiffskameraden gegenüber.«

Nun wurde unser Alter neugierig und forderte den kleinen Schimpansen auf, ihm doch zu zeigen, wo der Kognak wäre. Sofort zog Jäckie los und der Käpt'n hinterher. Bis an die Vorratskammer führte er, da trommelte der Kleine dagegen. Kaum war aufgemacht worden, stürzte er an die Mehltonne, enterte daran hoch und wühlte sich in das Mehl ein, daß er in einer weißen Wolke verschwand. Als er hustend und schneeweiß wieder austauchte, hatte er die Kognakflasche in der Hand. Sie war noch nicht mal angebrochen. Unser oller, ehrlicher Käpt'n kämpfte direkt mit den Tränen. Wenn es möglich gewesen wäre, er hätte den Jäckie zum zweiten Steuermann gemacht. Und nie werde ich Hinnerk vergessen. Der sah den Affen vorwurfsvoll an und sagte: »Ich hätte nie gedacht, daß wir einen verdammten Kriminalkommissar unter uns haben«.

Später, als ich dann nicht mehr zur See fuhr, und Jäckie sich inzwischen zu einem kapitalen Burschen ausgewachsen hatte, übernahm ich hier, in Marseille, diese Kneipe. Es gehen hier auch manchmal ziemlich haarige Jungs vor Anker. Da ersetzt mir der Schimpanse den Ober und den Rausschmeißer zugleich.

So war einmal der Rote Pit, ein gefährlicher Raufer und Messerstecher, bei mir eingefallen. Er kam schon reichlich bedudelt an. In kurzer Zeit tyrannisierte er das ganze Lokal, schwadronierte und log, daß sich die Balken bogen und fragte alle paar Minuten – ob einer glaube, daß er lüge. Es war aber keiner da, der das glaubte, denn die da waren – kannten den Roten Pit.

Da, auf einmal ging die Tür auf und herein kam ein Riese von Kerl. Er kam kaum durch die Tür, so lang und breit war er. Und dabei Haare – so blond wie frische Butter, und ein paar blaue Augen, groß und arglos, wie bei einem Kind. Der Mann saß kaum, da fing doch diese Bestie, der Pit, schon an.

»Was bezahlst Du denn für das Haarfärbemittel?« Die Kerls lachten alle, aber der blonde Riese ging gar nicht darauf ein, sondern rief mir bloß zu, ich möchte ihm doch ein Glas Bier bringen. Er war platt, als ihm Jäckie, der hinter dem Schanktisch gesessen hatte, mit großer Sicherheit das Bier brachte und ihm freundschaftlich auf die Schulter schlug. Der Affe war Menschenkenner und tat das nur bei Männern, an denen was dran war. Also, der Mann streichelte den Affen, suchte in seinen Taschen herum, fand ein Stück Schokolade und gab es Jäckie. Sofort sagt dieses Lästermaul, der Pit: »Aber Goldblondchen, die mußt Du doch allein essen, die hat Dir doch sicher Deine Mammi mitgegeben«. Nun guckte der Lange hoch und sagte: »Das mag schon sein – aber – wenn Du heute abend gern boxen willst, so steht dem nichts im Wege!« Das war es ja, was dieser rote Teufel den ganzen Abend über so sehr vermißt hatte. Hoch sprang der Kerl, sein Stuhl flog um, etwas gebückt stand er, als warte er ab, wie der andere angreifen wolle. Der stand ruhig auf, trat in die Mitte des Raumes, hielt die Hände in halber Höhe des Körpers und erwartete den Gegner. Jede seiner Bewegungen zeugte von großer Kraft, aber es war auch unverkennbar, daß er langsam und schwerfällig war.

Und nun, da wir alle dachten, jetzt geht's los, da war es auch schon zu Ende! Wir sahen nur, wie sich der rote Pit zusammenbog, eine schnelle Bewegung seines Armes machte und hörten einen rauhen Aufschrei des großen Blonden, der ein Schwedenmesser im Oberarm stecken hatte. Ehe er das Messer herausgezogen hatte und auf den Heimtücker zusprang, riß der Rote einen Stuhl hoch und donnerte ihn dem Langen auf den Schädel. Der fiel wie ein Sack zusammen. Nun wollte das ganze Lokal den Verbrecher

zurechtstuken. Aber die Arbeit nahm uns Jäckie ab. Schnell wie ein Schatten kam er hinter dem Biertisch hervor und fiel über Pit her. Da gab es kein Stuhlschlagen und kein Messerwerfen – überhaupt kein Wehren. Mit einem weiten Ausholen seiner langen Arme schlug der Affe den Mann nieder. Der fiel mit einem lauten Schrei, wie von einem Hammer getroffen, zu Boden. So ein ausgewachsener Menschenaffe ist stärker als der stärkste Mann und unvorstellbar schnell. Jäckie nahm den wimmernden Kerl am Genick und schleifte ihn, wie ein Kind eine Puppe hinter sich her zieht, zur Tür, riß sie auf und warf den Roten Pit wie ein Bund alter Flicken auf die Straße. Das alles dauerte etwa zwei Minuten. Der Blonde hatte sich inzwischen aufgesammelt, und als Jäckie wieder hereinkam, setzten sich beide an den Tisch und tranken Brüderschaft! Es wurde noch sehr lustig an diesem Abend, und Jäckie und ich, wir hatten eine Menge zu tun, die unergründlichen Kehlen zu versorgen. Dieses Tier ist überhaupt nicht mit Geld zu bezahlen. So ist es doch einfach undenkbar, daß einer die Zeche prellen könnte. Wenn so ein Mann wartete, bis ich besonders viel zu tun habe, und sich so ganz allmählich zur Tür hin bewegt, um dann plötzlich zu verschwinden, so legt sich ihm unerwartet eine große Hand mit vernehmlichen Druck auf seinen Arm, die Hand Jäckies. Ist der Betreffende klug, so sagt er: »Hallo! – Jäckie, alter Junge! – Hast recht, ich habe ja noch gar nicht bezahlt!« und er kommt zurück und zahlt. Ist er stark angetrunken und von unwilligem Temperament, so versucht er vielleicht die Hand abzuschütteln. Das ist aber ein schwerer Fehler. Der Affe greift zu und bringt ihn mir zur unbändigen Freude aller Anwesenden.

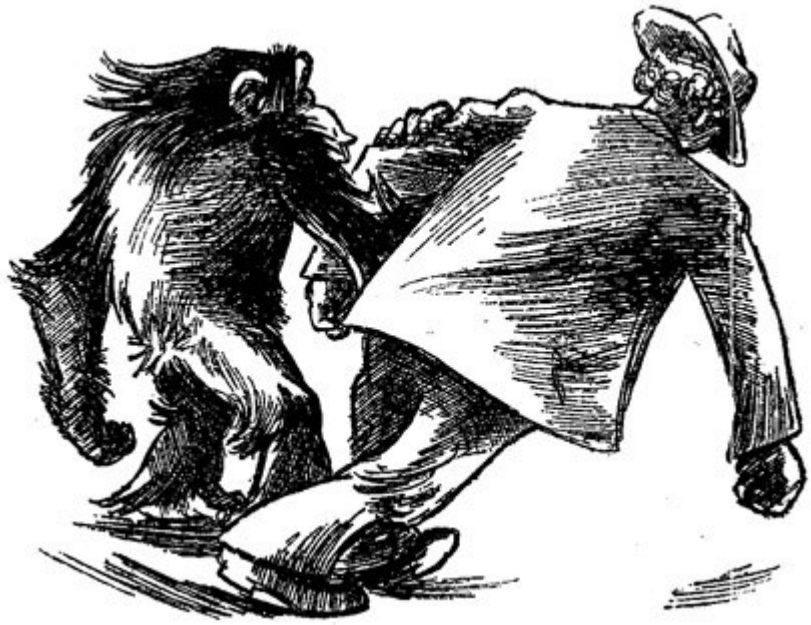
Jäckie schlägt den roten Pit nieder

Manchmal nehme ich mir eine Vertretung und gehe mit Jäckie aus. Wir werden natürlich überall mit viel Hallo begrüßt. Nun sieht man ja in Hafenstädten so manchen Seemann mit irgendeinem Tier herumlaufen, besonders mit Affen irgendeiner Art. Aber Jäckie ist doch ein Fall für sich. Die Leute, die ihn kennen, und wer kennt ihn nicht, empfinden ihn gar nicht als Tier, sondern viel eher als ein stadtbekanntes Original. Im Anfang wurde er hin und wieder von den Kindern geneckt, aber er hatte sich schnell Respekt zu

verschaffen gewußt. Wenn wir beide nun zusammen unsern Spaziergang gemacht haben, landen wir natürlich in irgendeinem Lokal. Alkohol trinkt Jäckie allerdings nur sehr selten. Er zieht Limonade oder Milch vor, was ich von mir in demselben Maße nicht behaupten kann. Besonders wenn ich lustige Gesellschaft treffe, verliere ich mitunter das Land aus den Augen und treibe, wenn auch in bester Laune, so doch hilflos auf dem Meere des Alkohols. Bin ich dann auf dem Punkte angelangt, wo man starrköpfig und rechthaberisch zu werden pflegt, so greift eine lange dunkelbehaarte Hand an mir vorbei, erfaßt mein Glas, gießt es aus – und Jäckie – mein besseres Ich – sieht mich vorwurfsvoll an. Wer hat schon mal die Augen eines Menschenaffen gesehen, ohne betroffen zu sein von so viel schwermütigem Ernst und dem Ausdruck tiefen Verstehens in den dunklen Augen für die Dinge, von denen wir Menschen uns entfernt haben? Jedenfalls höre ich dann artig auf und gehe bald nach Hause. Es kam aber auch vor, daß ich allein unterwegs war. Na – wie es dann so ist – man trifft diesen oder jenen, man verliert das Gefühl für die Dinge des kommenden Tages, die ja doch wichtig sind, und die Dinge des Augenblicks, die meist nicht so wichtig sind, dafür aber schön, erscheinen einem als das einzig Wesentliche. Auf diese Weise wird es oft recht spät, mitunter sogar sehr spät. Wenn es nach zwei Uhr nachts ist, dann erhebt sich Jäckie von seinem Lager, verläßt das Haus – ich habe nicht nötig ihn einzusperren – und sucht mich. Er kennt durch unsere gemeinsamen Ausflüge alle Lokale und ist von großer Ausdauer. So geistert er durch die nachtdunklen Straßen von Kneipe zu Kneipe. Findet er mich in einer der ersten, die er aufsucht, so packt er mich am Arm und läßt nicht los, bis ich ihm folge. Es kam aber auch schon vor, daß der arme Kerl länger suchen mußte. Dann wird er von Lokal zu Lokal ärgerlicher. So geschah es auch einmal, daß er mich absolut nicht finden konnte. Das war an sich kein Wunder, denn ich hatte in einer kleinen Bar Wurzeln geschlagen, die ein guter Freund von mir neu aufgemacht hatte. Gegen vier Uhr morgens, ich schwebte weit entfernt von dieser Erde in lichten Räumen, da ging die Portiere an der Tür auseinander, und Jäckie war da. Er kam auf mich zu, stieß halb beschwörende, halb bittende Laute aus und suchte mich durch Schütteln und Stoßen zum Mitkommen zu bewegen. Aber ich wollte nicht. Und ich war so ärgerlich auf den Affen, daß ich ihm eine Backpfeife gab. Wenn ich das manchmal im nüchternen Zustand getan hatte, so hatte sich Jäckie beleidigt abgewandt und einen Tag, manchmal auch länger, nicht mit mir geredet. Nahm er mich nun in meinem jetzigen Zustand nicht für voll, oder dachte er, ich würde ohne ihn überhaupt nicht mehr nach Hause kommen, jedenfalls wurde er so saugrob, wie er es sich vorher nie erlaubt hatte. Immer laut schimpfend, packte er mich bei den Armen, hob mich hoch und trug mich vor die Tür. Dort setzte er mich so unsanft auf die Füße, daß ich in die Knie ging. Jetzt faßte er mich ganz energisch unter den Arm und brachte mich ziehend und stützend nach Hause.

Den ganzen Weg blubberte er noch vor sich hin.‹

Der alte Kolbe unterbrach sich und sah seine Zuhörer an: »Ja, meine Herren, ich glaubte dem Wirt in der Seemannskneipe dort jedes Wort. Denn, wie ich schon sagte, Jäckie war aufmerksam, resolut und doch liebenswürdig und überdies flink. – Ich hörte später von dem Wirt, daß er nach England gegangen wäre. Da mußte er dann den prächtigen Jäckie zurücklassen. Der lebt jetzt mit einem alten Einsiedler zusammen, der viel Geld, ein schönes Haus und einen Riesenpark hat, und der von den Menschen absolut nichts wissen will. Dieser Mann soll mal gesagt haben: ›Seit ich die Menschen kenne, liebe ich die Tiere‹. Ich glaube, die beiden haben sich gesucht und gefunden.«



Jäckie brachte seinen Herrn nach Hause

Die beiden Zuhörer waren voller Spannung der Erzählung des Försters gefolgt. Noch manches Beispiel von der Klugheit der Tiere wurde angeführt, und nachdem der Maler nun seinerseits vom selben Wein eine Flasche bestellt hatte, rückte auch der Jagdpächter mit einer Geschichte heraus.

»Es mögen wohl siebenunddreißig Jahre her sein«, so begann er, »als er sich seinen ersten kleinen Scherz erlaubte – doch war er zu der Zeit noch ein Ei. Mein Vater hatte einen Freund, der ein begeisterter Geflügelzüchter war. Besonders Hühner kleinerer Rassen hatten es ihm angetan. Eines Tages bekam er fünf Eier des japanischen Zwerghuhnes geschenkt. Die Eier entstammten allererster Zucht, und der Mann war überglücklich. Er steckte die zarten, porzellanhaften Behälter zukünftigen Lebens in seine Brutmaschine und wartete mit der Spannung, die jedem Züchter verständlich sein wird, auf den Tag des Schlüpfens. Endlich war es so weit! Die einundzwanzig Tage Brutdauer waren herum, die Eier platzten eins nach dem anderen und die Küken, erstaunlich niedlich mit ihren gelb und braunen Pelzchen und den dunklen Augen, begrüßten die lichterfüllte Welt mit frohem Piepsen. Ein Ei aber wollte nicht platzen. Der Züchter dachte schon, es wäre schlecht oder unbefruchtet, und war im Begriff es fortzuwerfen, als er bemerkte, daß es doch einen Riß bekommen hatte, der sich schnell erweiterte. Mit der durch langjährige Erfahrung erworbenen Vorsicht half der Geflügelpapa, mußte aber eine große Überraschung erleben, denn obwohl das kleine Ding lebte, war es doch offenbar eine Mißgeburt. Blind und ohne jedes Daunenpelzchen lag es hilflos da, konnte sich nicht auf seinen Beinchen erheben, und nur hin und wieder mit seinem unförmig dicken Kopfe wackeln. Außerdem hatte es einen im Verhältnis riesengroßen krummen Schnabel. Erst ein herbeigerufener Vogelhändler löste das Rätsel, das kleine Ungeheuer war ein Papagei! Der Spender der fünf Eier hatte sich einen Scherz erlaubt.

Das Aufpäppeln war nicht leicht, doch wurde es reichlich belohnt, denn der Vogel wurde einer jener wertvollen Graupapageien mit leuchtend rotem Schwanz, von denen viele so gut sprechen lernen. Das war die erste Überraschung, die Jako seinem Besitzer bereitete.

Aber gerade das Sprechen ließ bei diesem Vogel lange auf sich warten. Doch als man schon die Hoffnung aufgegeben hatte, begrüßte er eines Morgens die Hausfrau mit einem beinahe leutselig klingenden »Guten Morgen, Trudchen!« Diesen Morgengrüß hatte er dem Hausherrn abgehört. Von da an machte er mit jedem Tag Fortschritte und wurde allmählich zu dem Vogel, über den in den Zeitungen geschrieben wurde und der der Traum aller Vogelliebhaber war. Wie ungewöhnlich er war, richtiger gesagt, heute noch ist, geht daraus hervor, daß ihn einer der höchstbezahlten Zirkusclowns für den phantastischen Preis von zweitausend Mark erwarb, während selbst gute Sprechpapageien kaum mehr als vierhundert Mark bringen. Der Clown hatte denn auch einen enormen Erfolg mit seinem Compagnon und bereifte mit ihm die halbe Welt. Doch schon zwei Jahre danach starb dieser Mann und hinterließ dem ersten Besitzer seinen Liebling.

Der an sich schon so hochbegabte Vogel hatte, heimgekehrt aus der weiten Welt, sein Sprachvermögen derartig gesteigert, daß er mitunter nicht mehr belustigend, sondern fast unheimlich wirkte. Er gehörte zu den seltenen Graupapageien, die nicht nur schnell und viele Worte erlernen, er lernte auch begreifen, wann er sie zu gebrauchen hatte. Als eines Abends ein Herr zu Besuch kam, der über Gebühr lange blieb, wurden der Herr des Hauses, seine Frau und die Tochter, immer schläfriger. – Der Gast merkte davon nichts. Munter plätscherte das Bächlein seiner Rede, nicht gerade interessant, dafür aber ausdauernd. Die Gastgeber gerieten in jenen Zustand quälender Müdigkeit, der doch nicht erlaubt, sich zu offenbaren, sondern in dem es der gute Ton vorschreibt, höflich bis zur Ohnmacht zu bleiben. Das ging so eine ganze Weile und eben wollte der Unerbittliche zu einer neuen Anekdote ansetzen, da erscholl aus der Ecke des Zimmers ein lautes Gähnen. Betroffen hielt der Redner inne und obwohl er nun den Papageien bemerkte, hatte er doch den Faden verloren und verabschiedete sich bald. Ein anderes Mal bewirtete die Familie einen jener Menschen, die die größten Schwierigkeiten haben, mit dem Essen aufzuhören, wenn sie erst mal angefangen haben. Unerschütterlich stopfte dieser Gast, der die Höflichkeit der Hausfrau gegenüber nicht in der Bescheidenheit zu sehen schien, sondern darin, in eindeutiger Weise der Küche des gastlichen Hauses alle Ehre anzutun, und zwar weniger durch Worte als durch die unermüdliche Tat. Bei alledem blieb er aber bemüht, durch Erzählen von Witzen, Rätseln und ähnlichen heiteren Dingen die Aufmerksamkeit von seiner angestrengten Tätigkeit abzulenken. Da, plötzlich nahm er wohl doch ein zu großes Stück in den Mund, das ihn zwang, auf einen Augenblick mit Sprechen innezuhalten. Als er so, mit vollen Backen kauend, sich abmühte, um schnell wieder reden zu können, ließ der graue Vogel aus seiner Ecke heraus jenes Schnalzen mit der Zunge ertönen, das ein Mensch hören läßt, der etwas sehr Delikates ißt und sagte etwas knarrend, aber deutlich: »Na – – und ob das schmeckt!« Dies Wort zur rechten Stunde löste große Heiterkeit aus, nur der Daueresser war beleidigt und kam nie wieder.

Jako begrüßte nicht nur jedes Familienmitglied und das Dienstmädchen mit seinem Namen, sondern auch Hund und Katze. Mit dem Hund, einem Stallschnauzer, verband ihn gute Kameradschaft, aber den großen schwarzen Kater konnte er nicht leiden, obwohl ihm der wohlerzogene Leisetreter nichts tat. Eines Tages beobachtete Jako den schwarzen Peter durch das Fenster bei einer Missetat. Der Kater pirschte sich nämlich mit der Katzen eigenen Geschicklichkeit an ein schon ziemlich großes Küken heran, riß es und schleppte das schnell verendende Tierchen in einen Fliederbusch, um es dort in

Ruhe zu verzehren. Erst nach geraumer Zeit kam der Räuber wieder zum Vorschein. Vollkommen blankgeleckt trug er die Würde eines guten Gewissens zur Schau. Etwas später wurde das Mittagessen aufgetragen. Die Familie saß bei Tisch und rechts und links vom Hausherrn der Hund und der Kater. Da sagte das Söhnchen des Hauses: »Guck doch mal, Vater, der Jako starrt immer den Peter so an«. Kaum merkte der Vogel, daß man sich mit ihm beschäftigte, als er auch schon unter erregten Bewegungen zu dem Kater hin laut »Halunke –! Halunke –!« schrie, und als er die fragenden Gesichter sah, ließ er das lockende »Put ... put ... put ...!« hören, das er so oft von dem Geflügelzüchter beim Füttern gehört hatte. Dem schwante nichts Gutes, er nahm den Hund mit und ließ ihn auf dem Hof suchen. Nicht lange und der feinnasige Schnauzer brachte die Reste des Kükens. Das hatte eine für Peter recht unangenehme Aussprache zur Folge.

Wo er konnte, flickte der Papagei dem Kater was am Zeuge. Als aber der Hund eines Tages ein Stück Fleisch vom Tisch nahm und Herrchen eintretend ihn noch kauen sah und ihn beim Wickel nahm, da schrie der Vogel laut: »Nein –! Nein –! Peter!!« Da es aber der Kater, der sich in einem anderen Teile des Hauses befand, nicht gewesen sein konnte, bekam Wulli, so hieß der Hund, seine Dresche. Jako lebt heute noch. Das ist bei dieser Vogelart nichts Außerordentliches, da Graupapageien in Gefangenschaft schon über hundert Jahre wurden. Es ist ein Fall bekannt, daß ein solcher Vogel die vierte Generation in einer Familie erlebt und nichts auf das baldige Ableben des noch vollkommen munteren Tieres hindeutet. Hoffentlich erreicht auch Jako ein so hohes Alter.«

Der Erzähler hatte geendet. Man sprach noch dies und jenes über das Alter von Tieren, als der Maler wissen wollte, wie alt denn eigentlich Katzen würden.

»Zehn bis fünfzehn Jahre«, meinte der Förster. Das brachte den Pächter wieder auf Mautz, den Kater.

»Der wird wohl inzwischen schon das Zeitliche gesegnet haben, und meine Rebhühner, Hasen und Kaninchen haben endlich Ruhe vor dem Räuber.«

»Ich will es Ihnen ja wünschen«, entgegnete der Alte, »aber, aber, wenn 'ne Katze nicht gleich liegt!«

Es war spät geworden. Der Wein hatte das seine getan, und so brach man auf. Deubel kam unter dem Stuhl seines Herrn hervor, wedelte ermunternd mit der Rute, und das bedeutete ungefähr so viel als »man los, nach Hause, wir haben doch morgen früh allerlei vor«. Maler und Pächter trennten sich vor der Tür vom Förster, der ihnen ein »Waidmannsheil auf den Kater« wünschte.

Harras geht verloren

Am nächsten Morgen waren die Männer schon in aller Herrgottsfrühe mit Deubel an der Scheune. Knarrend drehte sich der Schlüssel im Schloß, und kaum war ein Spalt des Tores offen, da sauste der Schotte auch schon hinein. Ohne Aufenthalt fuhr er mit tiefer Nase in eine Ecke der Tenne, in der etwas Spreu lag. Da stupste er ein paarmal hinein, machte kehrt und – die Nase immer am Boden, lief er wieder ins Freie!

Alles deutete darauf hin, daß der Hund eine Fährte verfolge, als er in forschem Tempo hinter einer Erderhebung verschwand.

»Da herrscht gar kein Zweifel«, ließ sich der Besitzer des Hundes vernehmen, »der Kater ist wieder zu sich gekommen und hat sich irgendwohin geschleppt, wo er sich sicherer glaubt.«

»So scheint's, und ich könnte mich backpfeifen, daß ich gestern nicht geschossen habe, denn nun habe ich dieses Aas von Katze immer noch in meinem Revier!«

Damit sollte der Jägersmann recht behalten, denn bald kam Deubel, der die Fährte am Fuße einer Erle, die an einem Fließ stand, verloren hatte, wieder zurück. Und betrübt zogen alle drei nach Hause.

Aber auch Mautz war alles andere, bloß nicht vergnügt. Als er sich in die Scheune gerettet hatte und mit fürchterlichen Schmerzen an der Erde lag, verging er fast vor Angst, denn dieser Hund, dem man wahrhaftig nicht ansehen konnte, was das für ein Satan war, dieser entsetzliche Köter, würde am Ende doch noch imstande sein, sich durch das Schlupfloch zu zwängen, und dann war es mit ihm, Mautz, zu Ende. Denn an den Balken hochzuklettern, dazu war er im Augenblick nicht fähig. Aber dann gingen die beiden Menschen und dieser kleine schwarze Hund, den er so sehr unterschätzt hatte, endlich weg. Und Mautz lag und litt. Alles tat ihm weh, besonders wenn er sich zu bewegen versuchte. Als er sich aber nach einigen Stunden ein kleines bißchen wieder gefunden hatte, erhob er sich, obwohl ihm dabei übel wurde. Mit krummem Rücken und leisem Klagen taperte er zum Schlupfloch und verließ die Scheune, die er liebgewonnen hatte, für immer. Denn sein Instinkt sagte ihm, daß er hier nicht mehr sicher sei. Ohne Vorsicht gebrauchen zu können, zog der schwerkranke Kater im hellen Mondlicht dahin. Er mußte oft ausruhen, und als er endlich am Fließ war, blieb er erschöpft liegen. Wenn es ihm gelänge, an der Erle hochzuklettern und über den waagerechten Ast da auf die andere Erle zu kommen, dann wäre das Schlimmste geschafft, denn diese Erle stand am jenseitigen Ufer. Unter unsäglichen Qualen klomm Mautz empor. An gesunden Tagen wäre er in einer Sekunde oben gewesen, jetzt brauchte er zehn Minuten. Über den Querast kam er leichter, aber dann schien doch alles vergeblich gewesen zu sein, denn er mußte, um auf den anderen Baum zu kommen, etwa einen Meter springen. So saß der Kater eine halbe Stunde und sammelte Kräfte, ehe er es wagte. Aber er schaffte es nicht. Er sprang zu kurz und stürzte schwer auf die Wurzeln der Erle, und fast wäre er noch ins Wasser gefallen, das aber hätte sein Ende bedeutet. Nun war er drüben und hatte fließendes Wasser zwischen sich und den Hund gebracht. Halb besinnungslos von den neuen Schmerzen des Sturzes lag Mautz, bis der Morgen graute. Dann raffte er sich auf und zog elend dahin, bis er zu einer alten Eiche kam. Die hatte zwischen den Wurzeln eine ziemlich große Öffnung. Und Mautz, dem vor Erschöpfung die Beine wackelten, schob sich in die alte Eiche und schlief viele Stunden.

Trotz so großer Leiden und der völligen Erschöpfung, die sie mit sich brachten, erholte sich die zähe Natur des Katers verhältnismäßig schnell. Nennenswerte Wunden hatte er nicht davongetragen, und daher war er nach einer Woche wieder hergestellt. Zu seiner Scheune war er nicht mehr zurückgekehrt, statt dessen hatte er einen alten Dachsbau ausfindig gemacht, der unbewohnt war; der wurde sein Heim.

Soweit wäre nun alles gut gewesen, aber dem Jagdpächter ließ der Gedanke an den wildernden Kater keine Ruhe. Manchen Abend und Morgen setzte er sich an, pirschte zu allen Tageszeiten und hatte allerlei Erfolg. Er schoß ein paar wildernde Hunde, einen großen und einen kleinen. Lange Zeit schon kannte er die beiden, die immer zusammen jagten, da sie aber ihre Raubzüge weit ausdehnten, kamen sie ziemlich selten in sein Revier. Auch eine Katze schoß der Pächter. Doch es war eine schwarz-weiße und hatte erst vor kurzem angefangen, Reviergänge zu unternehmen. Mautz aber, den der Jäger überall fährtete, und dessen Risse er fand, den grauen Kater, dessen Balg er in Gedanken schon zum Kürschner gegeben hatte, bekam er nicht vor das Rohr.

Schließlich griff der Jäger zum Gift. Ein Hermelin, ein Mauswiesel und der Hund eines Spaziergängers waren das Ergebnis! Der April ging seinem Ende zu, es gab Junghasen, Kaninchen und manches andere, und so brauchte Mautz keine toten Sperlinge oder Mäuse aufzunehmen, denen noch dazu starke menschliche Witterung anhaftete. Aus demselben Grunde ging er auch den Fleischstückchen aus dem Wege, die um ein geschickt verborgenes Tellereisen herumlagen. Inzwischen verging der April, und als auch der Mai zu Ende ging, lud der Jagdherr ein paar Freunde zum Kaninchentreiben ein. Denn ungeachtet dessen, daß jetzt manches Kaninchen tragend war oder säugte, mußte man gegen die langsam überhand nehmenden grauen Flitzer etwas unternehmen. Der Tag kam, die Schützen postierten sich am Ende und an einer Seite der Schonung, die getrieben werden sollte, und die Treiber begannen johlend und gegen die Zweige schlagend die Kusseln durchzudrücken. An der linken Ecke der Schonung stand ein junger Schütze, der lange nicht so oft Gelegenheit hatte sich jagdlich zu betätigen, als er Lust dazu gehabt hätte. Mit dem Rücken zur Schonung, hielt er in halber Hohe die Flinte schußfertig und starrte, ohne sich zu bewegen, nach der Richtung, in der er schießen durfte. Immer wieder nahm er sich vor, ruhig zu schießen und gehörig vorzuhalten, denn – – – aber da huschte so ein kleiner grauer Laputz mit wippender weißer Blume über die Schneise! – – Bautz – – bautz –! donnerten zwei Schüsse hinterher, die jedoch ihr Ziel verfehlten. Schnell zwei neue Patronen in die Läufe und weiter aufpassen! Jetzt sprang beim Nachbarschützen, einem schon angegrauten Herrn, ein Karnickel aus der Schonung. Gewehr an die Wange! – Mitziehen! – Schuß! – und das Kaninchen rolliert! Aber da will auf der anderen Seite dieses Schützen ein zweites hinüber. Eine Schwenkung in der Hüfte, die Waffe schwingt herum, und als der Schuß dröhnt, zeigt auch dieses Kaninchen Weiß, obwohl es schon durch das Stangenholz huschte.

»Ja, – wer das auch könnte«, denkt der junge Mann, als dicht bei ihm wieder eins aus den Kusseln geflitzt kommt. Kolben in die Schulter! – Das Korn fast grau. Ein Stück vorgerissen! – – – Rumms! – Vorbei! – – Nochmal mitgegangen! – Und wieder – weiter als das erstemal vorgehalten! – und im Schuß rollt das erste Kaninchen, das der angehende Jäger geschossen hat. Am liebsten hätte er vor Freude gebrüllt. Das tut aber ein Waidmann nicht und so vergißt dieser wenigstens das Neuladen! Da will wieder

etwas Graues aus der Schonung, zögert einen Moment, und dann springt Mautz in wellenartigen Sätzen über die Schneise.

Wieder fliegt die Flinte hoch! Der Zeigefinger reißt verzweifelt an den Abzügen! Umsonst! Der Kater kommt unbeschossen aus dem Treiben. Der Jüngling ist unglücklich. Der Jagdherr sagt vor Ärger kein Wort. Und die übrigen Schützen machen mehr oder minder gelungene Scherze.

Mautz aber fuhr zu Baue und rettete wieder einmal seine Haut.

Mautz auf der Pürsch

Am Abend hatte er den Ärger des Tages vergessen, und es hielt ihn nicht im Bau. Der Regen, der am Nachmittag herniedergegangen war, hatte aufgehört, ein feiner Dunst machte den Abend still und anheimelnd, es war so recht ein Wetter, um zu pirschen. Aber schnell sank die Dunkelheit herab, und Mautz beschloß, sich bei einem Kaninchenwechsel anzusetzen.

Als er an die Waldchaussee kam, lag sie in hellem Schein. Mautz drückte sich in den Straßengraben. Der Schein wurde immer heller, und mit ihm kam ein lautes, ständig

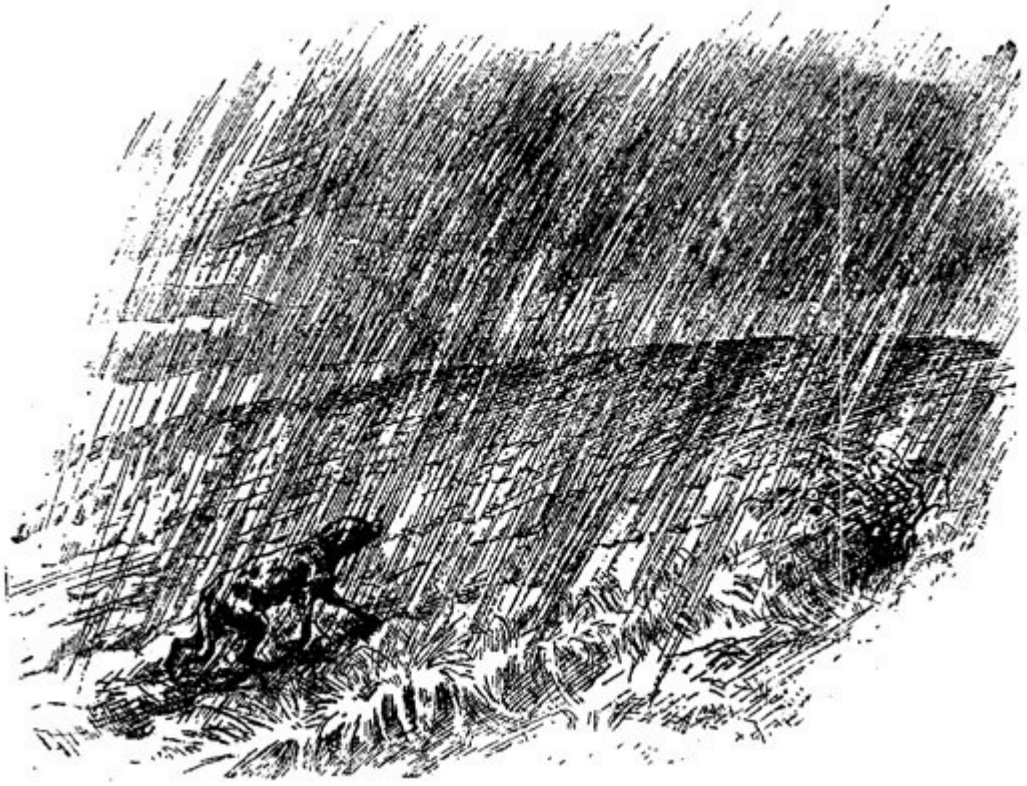
stärker werdendes Geräusch. Am liebsten wäre der Kater aufgesprungen und in den Wald zurückgeflüchtet, doch hielt er es doch für besser auszuharren. Jetzt brauste es heran.

Es sah aus wie ein großer Kasten mit zwei mächtig lodernden, weithin leuchtenden Augen. – Und – verdammt! – jetzt hielt das Ungeheuer an. Da wurde es Mautz doch ungemütlich, jede Deckung benutzend, rannte er dicht am Boden dahin und verschwand in der Dickung.

Der Schlag des Autos aber ging auf, und eine weibliche Stimme sagte: »Lauf, mein Hund, – aber geh' nicht so weit«. Als wäre er sich über den Sinn der Worte vollkommen klar, verließ ein ungewöhnlich großer Schäferhund das elegante Auto, das sein Herrchen ein paar Minuten auf der großen nächtlichen Fahrt anhielt, um dem Hund nach stundenlanger Reise die Möglichkeit zu einem kurzen Auslauf zu geben. Der Besitzer des Wagens und seine Frau sahen das schöne Tier mit der schwarzen und hellen Zeichnung etwa zehn Meter ruhig dahintrotten. Auf einmal hielt der Hund im Laufe inne, der edle Kopf richtete sich angespannt auf den Wald, und plötzlich war Harras mit zwei schnellen Sprüngen aus dem Licht der Autolampen in die Dunkelheit des Kiefernwaldes verschwunden. Wahrscheinlich hielt sich ein Hase oder ein Reh am Rande der Straße auf, um sie, nachdem das Auto vorüber wäre, zu überqueren. Die Dame und der Herr riefen und pfiffen, sie warteten zwei Stunden und mußten doch schließlich traurig ohne Harras weiterfahren. Sie sahen ihren Hund nie wieder.

Der, an den zwei Menschen so bekümmert dachten, jagte durch den Wald. Vor ihm her huschte es im schwachen Licht der Sterne, grau und schemenhaft, eine starke Witterung schlug ihm in die Nase und ein immer geahntes und doch nicht empfundenes Gefühl der Freude, der äußersten Lebensentfaltung brauste durch die Adern des Hundes, der in einer Sekunde zum Geschöpf der Wildnis geworden war und der alles vergessen hatte, was eben noch sein Leben erfüllte und einengte. Da verschwand Mautz in einer dicht stehenden Schonung und hier verlor der ungeübte Hund die Fährte des Katers. Ein paar Minuten rannte er fahrig hin und her, dank gab er seine Bemühungen auf und während Mautz auf einer Kiefer saß und alle Hunde der Welt verfluchte, dachte Harras nun auf einmal wieder an Frauchen. Voll Angst und Unbehagen lief er auf seiner eigenen Fährte zurück, aber es hatte erst kürzlich geregnet, und das erschwert jeder Hundenase die Arbeit außerordentlich. So fand Harras nicht wieder zu dem Auto. Bis zum Morgen irrte er in Wald und Feld herum, rannte ein Stück in der Richtung – blieb unschlüssig stehen – wandte sich zögernd nach der andern Seite und verfiel plötzlich wieder in Galopp. Schließlich kam der Morgen herauf, ein feiner Staubregen fiel und hüllte Himmel und Erde in graue Schleier. Vor dem verlassenen Hund erhob sich ein brauner Acker. In einer geschwungenen Linie stieß er an den trostlosen Himmel und dahinter sahen ein paar Dächer eines Dorfes hervor. Der Schäferhund fiel in den für seine Rasse so charakteristischen Trott und stand in wenigen Minuten an dem lückigen Bretterzaun, der den Garten des ersten Gehöftes vom Felde trennte. Gerade jetzt erwachte das Dorf. Ein Brunnenschwengel knarrte, Hühner gackerten und flatterten, sie wurden offenbar eben ins Freie gelassen, und jetzt war die Stimme eines alten Mannes zu hören, die unwillig ein paar Worte rief. Den Hund interessierte das alles nur, weil es Geräusche waren, die zeigten, daß da Menschen waren und die ihn auf einen Augenblick die Einsamkeit, die so ungewohnt und schwer auf ihm lastete, vergessen ließen. Und jetzt meldete sich der

Hunger. Den Kopf erhoben, prüfte die große sammetschwarze Nase die Morgenluft, und tatsächlich zog vom Hause her ein warmer, angenehmer Geruch zu dem witternden Hunde hin. Harras zögerte nicht, übersprang mühelos den Zaun und stand kurz darauf vor einem großen Brett mit frischgebackenen Broten, die hier auskühlen sollten. Er wagte noch nicht zuzupacken, weil die Brote zu heiß waren; da erscholl hinter ihm ein lauter Schrei, und ehe er noch wußte, wie ihm geschah, flog ihm ein Stück Holz oder was es sonst sein mochte, an die Rippen, daß er kurz aufheulte und schnell machte, daß er fortkam. Das laute Schimpfen hinter ihm im Ohr, rannte er ins Feld und stellte sich hinter einen Busch, der ihm Deckung gab. – Hier machte dieser Hund zum erstenmal im Leben die bittere Erfahrung, daß ein Mensch nicht bereitwillig Nahrung abgab, weil ein Hund Hunger hatte. Diese Erfahrung macht er nun jeden Tag aufs neue. Nach drei Tagen war aus dem gutgepflegten Hund ein Skelett geworden und nur das dichte, volle Fell ließ die erschreckende Magerkeit nicht so sehr erkennen.



Der verlassene Schäferhund

Schnell wurde der vertrauensvolle Hund listig und gerissen und nach weiteren vierzehn Tagen war er wieder ganz gut bei Leibe, denn er beraubte an der ganzen Dorfkante entlang die Höfe. Hier fraß er das Hühnerfutter, dort stahl er Fleisch beim Schlachten und bald war er soweit, daß er den Hühnern hinter der Hecke auflauerte und sie geschickt und schnell riß, um sie gleich darauf im schützenden Kornfeld zu fressen. Als er einmal eines herumtollenden Ferkels habhaft wurde, ging es ihm beinahe schlecht. Dieses rosige Schweinekind schrie so mörderlich, daß nicht nur der Bauer mit einer Forke in der Hand angerast kam, sondern sein Hund, zwar kleiner als Harras, dafür aber klobiger im Bau, den Fliehenden einholte und ihm so zu schaffen machte, daß der Bauer Zeit fand heranzukommen und dermaßen auf dem armen Harras herumzuschlagen, daß der Hund tagelang hinkte und sich nur mühsam erholen konnte.

Es war schon ein übles Leben. Irgendwie ging es jedoch immer, solange es nämlich Sommer war.

Aber dann kam der Herbst und mit ihm die kalten Nächte.

Oft wachte Harras frierend auf und schüttelte den Reif von seinem Fell. Gedrückt, die Ohren angelegt, die Rute eingeklemmt, suchte er sich einen anderen Platz, aber auch der war ja nicht viel besser als der erste. Längst war der Hund bekannt geworden, und wo er sich zeigte, und das geschah jetzt öfter, denn die Felder waren kahl, und die Blätter fielen, da wurde er gehetzt und mit Steinen geworfen. Immer schwieriger wurde es für den Verwilderten, sich seine Nahrung von den Bauernhöfen zu holen, denn die Bauern paßten zu sehr auf. Da machte er die Entdeckung, daß auch die Felder einen Hund ernähren können, wenn er es nur richtig anstellt. Als er eines Morgens am Feldrain nach Mäusen stöberte, stieß er auf einen Junghasen. Eine kurze Jagd, jämmerliches Quäken, und Harras wurde endlich wieder einmal richtig satt. In der Not lernt man schnell, und so war Harras bald ein perfekter Wilddieb. Junghasen, trächtige Häsinnen und Kaninchen wurden ihm jetzt oft zur Beute. Einmal hetzte er sogar ein Rehkitz zu Stande, zog es nieder und schlug sich so voll, daß er stundenlang in der Schonung lag, ohne auch nur eine Pfote zu bewegen. Bei einer solchen Gelegenheit strich Mautz an ihm vorüber, ohne seiner gewahr zu werden. Der Hund war zu träge und eine Katze nicht nach seinem Geschmack, so rührte sich Harras nicht. Mautz aber zog nichts ahnend weiter.

Wirklich schwer wurde das Leben für den Hund, als der erste Schnee fiel. Sich zu ernähren hatte er ja jetzt gelernt, aber die Kälte! Und nicht allein das war es, was ihn so traurig stimmte. Zu ihm war niemand freundlich, alle verfolgten ihn und er tat doch niemanden etwas. Er wollte ja nur seinen Hunger stillen. Früher liebten ihn die Menschen und er hatte Vertrauen zu ihnen – wie anders war das heute! So strich er eines Abends um das Dorf, ein kalter Wind fegte feinen trocknen Schnee vor sich her. Mit krummem Rücken stand der Hund und äugte zu dem Backofen hinüber, ihm war, als hätte sich dort etwas bewegt. Aber es war wohl nichts. Er wandte sich zum Walde, dort würde er Schutz vor dem Winde finden. Da riß die Dunkelheit mit Feuer und Donner auseinander! Dem verkommenen Hund flog ein ungeheures Gewicht an Brust und Flanke. Ihm war, als stürze er in die Tiefe; Qual und Grauen ergriffen ihn, ließen gleich wieder von ihm ab – und wichen einer großen Entspannung.

Als der Mann mit der Flinte herantrat, war Harras schon tot.

Pak macht eine Eroberung

In dieser Zeit, während Mautz soviel erlebte und erduldete, hatte auch Pak unter der rauhen Jahreszeit zu leiden gehabt. Jetzt endlich wurde das Leben wieder leichter. So saß er eines Tages, die Sumpfdotterblumen fingen gerade an zu blühen, in der Bucht eines Wiesenflusses und sah von ferne zu, wie die starken Alterpel ihre Erkorenen hofierten und in Atem hielten, wobei sie sofort grob wurden, wenn etwa ein anderer Bräutigam zu sehr in die Nähe der eigenen Schönen kam. Hin und wieder flog ein einzelner Erpel zu, nahm sofort Haltung an, wenn er einer Ente ansichtig wurde, und ruderte voll Stolz, Herausforderung und Liebenswürdigkeit auf die Dame zu, den daneben schwimmenden Galan gar nicht beachtend.

Dieser hingegen hatte nur Augen für den Neuen. Aber nicht nur Augen hatte er für ihn, sondern auch noch andere Aufmerksamkeiten. Um in dem »Gast« nur ja nicht den Eindruck aufkommen zu lassen, sein Besuch könne dem jungen Paare gleichgültig sein, stürzte er voll Ungestüm auf ihn zu, denn seinem Besuch soll man entgegenkommen. Dann bewies er ihm seine Anteilnahme durch einen Hagel von Schlägen mit Flügel und Schnabel, und da bekanntlich der zuerst Gekommene seine Kraft aus den älteren Rechten nimmt, so pflegte der Zugereiste bald wieder aufzubrechen. Solchen Höflichkeitsaustausch sah Pak des öfteren mit an, und er hielt sich darum, wenn auch mit schmerzlichen Gefühlen, von den Enten fern. Denn er selbst hatte anfänglich, in Unkenntnis der rauhen Sitten und Gebräuche der Erpel, zweimal recht unangenehme Erfahrungen gemacht.

Als er nun so saß und traurig darüber war, daß die holde Weiblichkeit offenbar nicht für ihn geschaffen sei, und froh darüber, daß er ruhig abseits sitzen konnte, wenn andere verdroschen wurden, da sausten über ihm schnelle Flügel, und die schmuckeste Jungente, die je im Wasser gründelte, fiel dicht bei ihm ein.

Sie schwamm gleich noch weiter in die Bucht zurück und Pak folgte ihr schüchtern. Niemand konnte sie sehen, denn Schilf und Rohr hinderten den Ausblick. Aber Pak, der die schnittige fein gezeichnete Ente nicht aus den Augen ließ, hielt sich dennoch zurück, denn er glaubte nicht mehr daran, daß ihm die Liebe lächeln sollte!

Auch der Ente hatte der Entenjüngling sofort gefallen. Sie sah wohl, daß er ein Diesjähriger war – aber am Tage vorher hatte ihr ein Alterpel in so rauhbeiniger Weise den Hof gemacht, daß das Jüngferlein, erschreckt und zurückgestoßen, geflohen war. Und dann – – – wer erklärt das Phänomen der Liebe auf den ersten Blick? Sie hatte diesen schlanken prächtig gefärbten Jungerpel kaum gesehen, als sie auch schon beeindruckt war. Bis jetzt war es nur Neugier gewesen, was sie die Entenmänner beachten ließ. Hier hatten zum ersten Male die so schwer nennbaren Nüancen, die diesem Individuum diesen Ausdruck und jenem einen andern geben, ihre Wirkung getan.

Doch was der Ente besonders imponierte, war die Zurückhaltung des Enterichs. Pak wollte nicht wieder Fiasko erleiden. Er hatte sowas Reizendes noch nicht gesehen, und es zog ihn mächtig zu ihr hin, aber wer konnte wissen?

Womöglich kam der Galan, irgend so ein alter Schläger, im nächsten Augenblick über das Röhricht geritten, und aus war der Traum.

Nein! – Er fing lieber gar nicht erst an, denn das hatte er schon erfahren, wenn man sich erst mal festgebissen hatte und wurde mit Schande von einem älteren fortgejagt, dann tat die Liebe sehr weh. Wenn sie es ernst meinte, konnte sie es ihm ja sagen.

Aber, wie die Frauen so sind, erst erwecken sie in einem Hoffnungen, und wenn man dann wie eine alte Feldscheune in Brand geriet, dann hieß es: »junger Mann, was haben Sie sich denn gedacht?« oder »ach – da kommt ja mein Mann – auf Wiedersehen!« und ab ging sie. Das hatte Pak trotz all seiner Jugend schon erfahren, und daher erfüllte ihn Bitterkeit. So pusselte er denn scheinbar uninteressiert um die Schöne herum, gründelte, nahm hier etwas und fischte da und gab sich den Anschein geschäftigen Futtersuchens. So etwas war dem Entenfräulein noch nicht vorgekommen. Dachte der denn nur ans Fressen? Indem sie gleichfalls eifrig gründelte, näherte sie sich unmerklich. Graziös tauchte sie, und mit einem entzückenden Wuppdich kam sie wieder hoch und äugte nach dem zurückhaltenden jungen Mann.

So kam es schließlich, daß beide nach derselben Muschel griffen und Pak ihr galant den Bissen überließ. Sie ließ ein kurzes, reizendes Schnattern hören, was man etwa mit »vielen Dank, sehr liebenswürdig«, übersetzen könnte, und nun war die Bekanntschaft geschlossen.

Pak hielt sich auch nicht mehr zurück. Er umkreiste die Hübsche, indem er den Hals schief und den Schnabel dicht über dem Wasser hielt, und schnatterte verliebt lauter Komplimente.

Das gefiel ihr sehr, aber sie war spröde, floh vor ihm ein kleines Stückchen, ließ sich aber immer wieder einholen und schnatterte aufgeregt und allerliebst, wie Pak fand. Ihr schien dieser Jungerpel wie ausgewechselt. Erst war er wie aus Holz, und nun beinahe zu feurig. Denn Pak hatte inzwischen begonnen, geradeswegs auf sein Ziel loszugehen. Eben hatte er angefangen mit Kopf und Schnabel den Hals der süßen Kleinen niederzudrücken, als Schwingenschlag, das Aufbrausen von Wasser und Schnabelhiebe auf Paks Rücken und Hals unmittelbar aufeinander folgten. Pak fuhr herum und setzte sich wütend zur Wehr, aber er merkte gleich, hier half kein Wehren, der ihn da überfallen hatte, das war wieder so ein grober Klotz, der mindestens seine vier Jahre hatte und einem Jährling an Kraft weit überlegen war. Auch waren seine Hiebe wohlerwogen und von ausgesuchter Gemeinheit und trafen immer sehr schmerzhaft. Als nun der Jungerpel einen bösen Treffer auf eines seiner Augen erhielt, suchte er halbgeblendet das Weite. Verzweiflung im Herzen fuhr er ab, und sah gerade noch, wie der Sieger stürmisch und gewalttätig um die kleine Ente warb. Da ward ihm sehr weh um sein Herz und er begrub alle Hoffnung auf Liebe. Er flog geradeaus, es war ihm gänzlich gleichgültig, wohin ihn seine Flügel trugen.

Auf einmal hörte er Schwingenschlag hinter sich. Verdammt! – Jetzt folgte ihm dieser gräßliche Alterpel auch noch, um ihn in der Luft weiter zu quälen. Ohne sich umzusehen flog Pak, was er nur konnte, aber das war nicht allzuviel, denn der vorausgegangene Kampf hatte seine Flugtüchtigkeit beeinträchtigt. Und wirklich – der Schwingenschlag hinter ihm wurde stärker. Pak strengte sich an so sehr es ging, die Luft pfiff an ihm vorbei. Er hatte nur den einen Gedanken: »Weg von diesem Unhold!«

Doch wieder schien es ihm, als wäre der Verfolger näher gekommen, denn die Flügelschläge klangen abermals starker.

Da holte der arme Kerl aus sich heraus, was drin war; wenn er schon die Liebste verloren hatte, weshalb sollte er sich auch noch totschlagen lassen? Doch umsonst! Er hörte den Verhaßten hinter sich, jetzt ganz nahe!

Da erklang ein »Päk – päk –« hinter ihm.

Pak durchfuhr es. So rief kein Erpel!

Er sah sich um und wäre vor freudigem Schreck beinahe zur Erde gestürzt. Nicht der grimme Erpel, sondern die kleine Ente sauste hinter ihm her! Wer hätte sich da nicht gerne einholen lassen? ...

Auf einem dichtbewachsenen Wiesengewässer, das unter ihnen schimmerte, fielen die beiden ein. Pak war selig, das Entlein glücklich, und sie feierten eine herrliche Hochzeit.

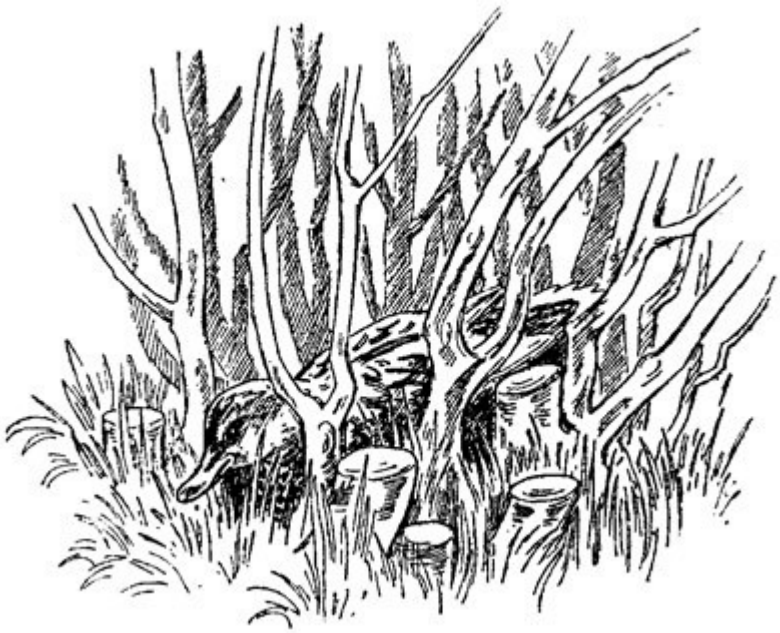
Wohl hatte sich der alte Erpel stärker als Pak gezeigt, und fast immer ist es der Stärkere, dem das Weib folgt. Aber dieser Ente war der grobe alte Erpel offenbar ein Greuel, und sie hatte sich in den zurückhaltenden und doch zärtlichen Pak verliebt. Darum hatte sie, kaum daß ihr neuerworbener Freund in die Flucht geschlagen war, sich gar nicht um den Sieger gekümmert, hatte sich erhoben und war Pak so schnell wie möglich gefolgt.

Pak wird Vater

Nun begann ein herrliches Leben. Der alte Wiesenteich, auf dem das junge Entenpaar niedergegangen war, erwies sich als sehr geeignet zur Zuflucht für ein junges Paar, das nicht gestört sein wollte. Hier war ein solcher Wald von Schilf und Rohr, den gelben Mummeln und Wasserrosen, außerdem Wasserpest und Entengrütze, daß das Pärchen ganz im Verborgenen leben konnte. Hier wurde auch niemals Rohr geschnitten, so daß ein undurchdringliches Dickicht entstanden war, in dem selbst der passionierteste Wasserhund nur äußerst langsam voran kam, und eine Ente es gar nicht nötig hatte, aufzustehen, weil sie zu gute Gelegenheit fand, sich zu drücken. Als der April noch schlimme Tage brachte, stürmische Tage mit Regen und Schnee, da gewährte die verfilzte Wirrnis auch davor Schutz.

Zur Mitte des Monats wurden die Tage schöner, und so mußte Pak oft allein sein, wenn er seiner Nahrung nachgehen wollte, oder sich aus anderem Grunde auf dem blanken Wasser aufhielt. Seine Frau hatte in der Nähe des Ufers, auf dem Trocknen, aber zwischen Weidenknorren gut gedeckt und von dürrem und jungem aufsprießendem Schilf verborgen, ein Nest gebaut und war nun mit dem Legen beschäftigt. Hier saß sie eines Tages im Dämmer ihres Versteckes und ihre Schutzfärbung ließ sie mit ihrer Umgebung eins werden. Da plötzlich hörte sie vom Lande her ein Rascheln. Sie rührte sich nicht und lauschte. Wieder vernahm sie ein ganz feines Geräusch, so als ob eine weiche behutsame Pfote unendlich vorsichtig in dürren Pflanzenwuchs gesetzt wird.

Jetzt ein leichtes Rauschen, als wenn ein Körper sich durch Röhricht schiebt. Doch die Ente blieb schützend auf ihrem Gelege. Sie vertraute auf die gute Deckung und die Mimikry ihres Gefieders. Aber nun sah sie ein graues Etwas, das sich langsam auf sie zuschob. Das Tier war nur noch einen Meter von der brütenden Ente entfernt, und sie konnte ab und zu durch spärliche Lücken einen massigen Kopf oder eine gestreckte Rückenlinie sehen.



Brütende Wildente

Der Pürschende aber war Mautz.

Er ahnte nichts von der Ente auf ihrem Nest, es war nur seine Gewohnheit, im Unterwuchs leise wie ein Schatten auf Raub auszugehen. Jetzt änderte er seine Richtung und war im Begriff, die Ente hinter sich zu lassen, als er einen tiefschwarzen, kreisrunden Fleck gewahrte, der merkwürdig hart in den weich ineinander gehenden Tönungen der Umgebung stand.

Mautz wußte, das war ein Auge!

Wessen Auge, das wußte er nicht. Wollte es vorerst auch gar nicht wissen. Herankommen wollte er!

Tiefgeduckt umschlug er, jedes Geräusch vermeidend, das Nest, bis er den runden schwarzen Punkt nicht mehr sehen konnte. Er nahm nun an, im Rücken des Tieres, dem das verräterische Auge gehörte, zu sein. Er spannte alle Muskeln zum Sprunge. Als die Ente den Feind nicht mehr sah, wohl aber, wenn auch noch so leise, hörte, da wurde ihr die Sache unheimlich. Sie saß jetzt locker auf dem Nest, jeden Augenblick bereit, aufzustehen.

Und da kam der Kater!

Ganz plötzlich brach er mit einem einzigen Sprunge durch das Röhricht und schlug der Ente die Krallen auf die Flügeldecken. Doch in demselben Moment flog die Ente auf, und die Pranken des Katers glitten ab. Ein paar Federn flogen, und die Ente stieg mit ängstlichem »Brät – brät –« über das Röhricht.

Da schlüpfte etwas durch das Gewirr auf das Nest zu. Schnell und geschickt, wie eine Schlange, wand sich Pak zum Nest und prallte mit dem Kater zusammen.

Mautz erholte sich sofort und sprang auf den Erpel los und hatte ihn auch beinahe unter den Griffen.

»Der ist ja krank!« dachte Mautz. Und wahrhaftig, der Erpel ließ einen Flügel hängen. Wieder sprang der Kater. Zwei Schwanzfedern blieben in seinen Krallen hängen.

Immer wieder entging ihm der prächtige Entenvogel und ständig humpelte und schlüpfte er vor ihm her.

Draußen, außerhalb des Rohrdickichts, zwischen den jungen Weidentrieben, war auf einmal die Ente wieder da. Sie zog gleichfalls den Flügel nach und hielt sich dicht vor dem Kater.

Der folgte jetzt wieder der Ente, und der Erpel nahm sich auf und flog zum Nest. Als er dort alles in Ordnung fand, flog er zu seiner bedrängten Frau zurück. Weit fort vom Nest hatte die kleine Ente den Kater durch ihre List gelockt. Durch die List, mit der sich alle Wildenten helfen, wenn sie einen Feind von ihrer Brut oder ihrem Gelege fortziehen wollen.

Als Pak sah, in wie gefährlicher Nähe der Räuber hinter seiner Frau war, vergaß er, daß die Ente ja nur eine List anwandte, und ihn packten Angst und Wut. Er flog den Kater von hinten an und klatsch, klatsch, schlug er ihm die harten Schwingen um die Ohren. Giftig fauchte Mautz und starrte mit grünen Augen böse nach oben.

Da erkannten sich beide!

Pak war doppelt froh, daß er dem verhaßten Feind früherer Tage eins auswischen konnte, und Mautz um so wütender, da er bedachte, daß ihm dieser Enterich nun zum dritten Male entging. Und er wandte sich wieder der Ente zu. Aber die war nicht mehr da. Nun suchte der angeführte Kater mit Geduld und Umsicht das Nest, aber er fand es nicht mehr.

Resigniert zog er ab, auf ein Wiedersehen mit Pak hoffend, bei dem er dann möglicherweise doch Gelegenheit finden würde, diesen Erpel dahin zu befördern, wohin er seiner Meinung nach gehörte – in Mautzens Magen.

Nicht lange, und das Gelege war vollzählig. Neun helle, ganz leicht grünlich getönte Eier lagen im Nest, und die Ente begann mit der Brut. Wenn sie für kurze Zeit das Gelege verließ, um Nahrung zu suchen, dann legte sie ein paar trockene Halme so geschickt über das Nest, daß es völlig unsichtbar wurde. Nicht etwa, daß sie die Eier zudeckte, nein, drei bis vier trockne Halme waren alles. Aber die waren mit so viel Gefühl angebracht, daß sie das Nest in der Umgebung verschwinden ließen. Wollte ein Mensch, der durch Zufall auf so ein Wildentennest stieße, versuchen, diese geordnete Unordnung der Halme wieder genau so unauffällig herzustellen, nachdem er sie, um die Eier zu zählen, weggeräumt hätte, es gelänge ihm nicht.

Treu und brav saß die Jungente auf ihrem ersten Gelege, und voller Wachsamkeit hielt sich Pak in ihrer Nähe.

Doch mit dem Ende der Brutzeit wurden die Ausflüge des Erpels länger, und als dann endlich der große Tag kam, an dem es unter der glücklichen Mutter anfing zu wuseln und zu krabbeln, da war Pak verschwunden!

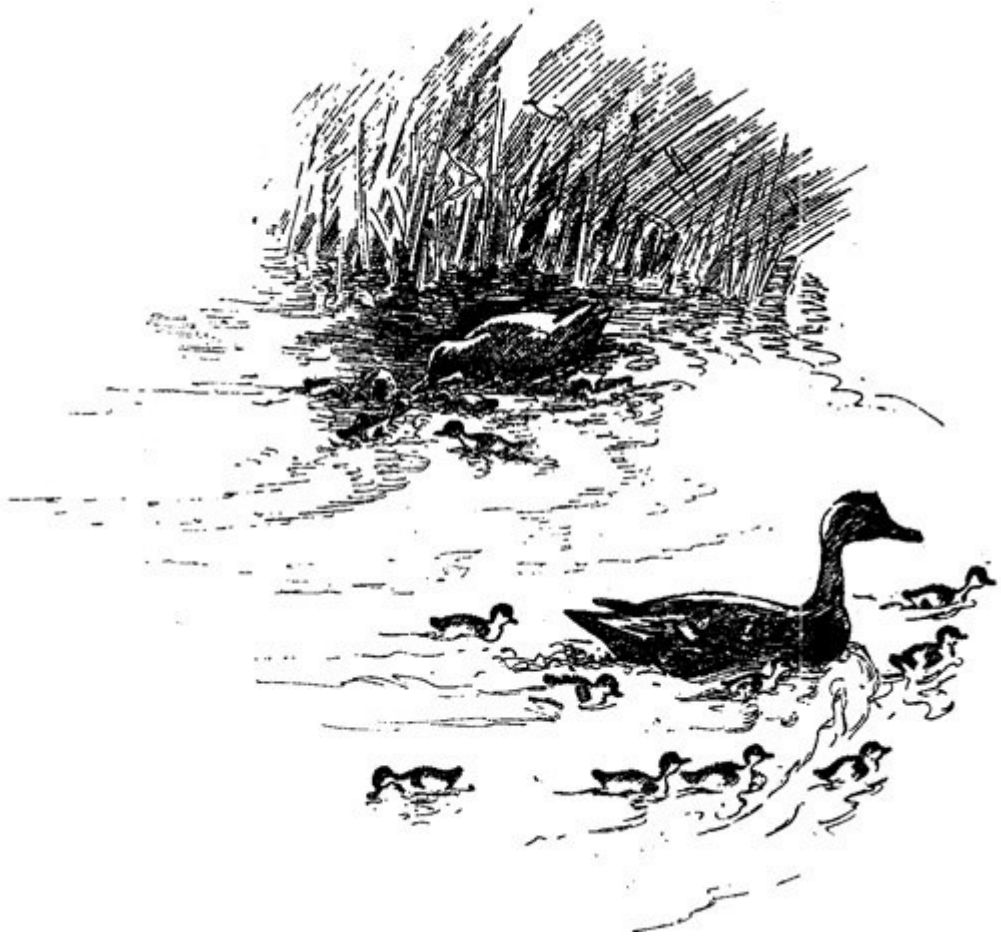
Die Ente trauerte ihm nicht nach. Erpel, und seien sie auch so nett, wie der verflossene Pak, waren etwas für das Frühjahr, jetzt hatte sie neun winzige, gelb-schwarze süße Puderquästchen, die hatten Schnäbelchen und Äuglein, einfach allerliebst. Und flink waren die Dinger! Das huschte durch das Dickicht, rannte hinter Insekten her, und war bald hier, bald da. Schon am zweiten Tage fingen sie an, zu Wasser zu gehen; sie flitzten hinter den Wasserinsekten her, halb schwimmend, halb auf dem Wasserspiegel laufend. Doch die Mama hatte nur nötig, ihr leises »Päk – päk« hören zu lassen, schon waren alle neun bei ihr und drängten sich unter sie. Und doch, die Wasserratte riß eines, und eines holte in der Morgenstunde die Ohreule, als sie lautlos über das Rohr geschwebt kam. Aber die sieben anderen blieben munter und kregel, gehorchten der Mutter, fraßen reichlich und gut und wuchsen schnell.

Sie waren schon vier Wochen alt, da schwamm eines Morgens auf der andern Seite des Teiches eine Ente aus dem Röhricht. Um sie herum aber schwammen drei kleine, höchstens einen Tag alte Entlein.

Die beiden Entenmütter vertrugen sich, und die älteren Jungenten taten den kleineren auch nichts. Daß aber diese Ente nur drei und so späte Junge hatte, hatte mehrere Ursachen.

Die Ente, die schon mehrere Jahre alt war, hatte in der zweiten Hälfte des März ihr Gelege von zehn Eiern abgelegt. Es wurde aber von Krähen gefunden, während die Alte fort war, und von diesen Räubern vertilgt. Nun machte die Ente ein zweites Gelege von nur sechs Eiern. Weil sie aber mehrfach beunruhigt wurde, bereitete sie ihr Nest oben in

einer ziemlich hohen Kopfweide. Dann kam der Tag des Schlüpfens. Alle sechs Entlein schlüpften aus und mußten nun zur Erde transportiert werden. Die Mutter stupste sie, eins nach dem andern herunter und die kleinen Dinger fielen hart. Eins war sofort tot und zwei brachen Beinchen und Flügel. Die drei übrigen blieben unversehrt und wurden von der Mutter zum Teich geführt. Die beiden verletzten Entchen holte noch am selben Morgen ein vorbeistreunender Iltis und machte den Leiden der armen Kleinen ein schnelles Ende.



Die beiden Entenmütter

So kam es, daß die alte Mutterente in diesem Jahre nur drei späte Junge führte. Diese drei wuchsen aber tapfer heran und es ging keines mehr verloren. Die Mutter, die alle Aufmerksamkeit nur diesen Dreien zu widmen brauchte, führte sie mit der Sorgfalt der alten weisen Ente überall dahin, wo das Futter reichlich und besonders gut war, und so holten die drei Spätlinge gegenüber den älteren Jungenten rascher auf, als man hätte glauben sollen, wenn sie sie auch erst im Herbst im Wachstum einholten. Die junge Mutter sah der alten manches ab in der Führung der Kleinen und darin, wie man Leckerbissen ergattert, die nicht immer offenbar liegen. So gediehen die beiden Familien und oft, wenn der Weih oder sonst ein Räuber kam, warnte die eine Mutter die andere, denn vier Augen sehen mehr als zwei.

Die Jagd auf Mausererpel

Pak hatte sich bald nach der Trennung von seiner Ente mit einem halben Dutzend Erpel zusammengetan und zog mit ihnen durch die Landschaft. Wo man einfiel, war Nahrung in Hülle und Fülle, und Tag und Nacht waren die Enten in Betrieb. Besonders in den warmen, kurzen Nächten war ein Leben auf den Gewässern, lauter und vergnügter als am Tage. Auch war jetzt im Mai Schonzeit für die Enten, so daß sie den Jäger nicht zu fürchten brauchten, und da die Welt um diese Jahreszeit voller Jungtiere war, die den Räubern aller Art leicht zur Beute wurden, so brauchten die sieben Erpel auch von dieser Seite nicht so viel zu fürchten.

Doch im Sommer begann für die Entenvögel eine böse Zeit. Die Mauser. Pak nahm mit Erstaunen wahr, daß ihm sowie den anderen Erpeln die Federn ausfielen. Das wurde immer schlimmer, und er sah schließlich ganz ruppig aus; er hatte Mühe, sich in die Luft zu schwingen. Das hörte dann auch ganz auf, die Schwungfedern fielen aus.

Da sah der ehedem so prächtige Pak traurig aus und ebenso die sechs andern. Sie lebten auf dem großen See, dessen anderes Ufer blau im Dunst lag. Der See hatte breite Rohrgelege, in denen die Wasservögel sicheren Schutz fanden. Gerade jetzt in der Mauserzeit war es ein Segen für die Erpel, so gut aufgehoben zu sein.

Aber es ist bekanntlich nichts von Bestand, und so kamen eines Tages Männer in hohen Stiefeln mit Sensen, die mähten breite Schneisen in das Röhricht und beunruhigten alles, was in Rohr und Schilf lebte, sehr. Das dauerte drei Tage, dann wurde wieder Ruhe. Im Laufe von zwei Wochen gewöhnten sich die Erpel an die freien Straßen in ihrem undurchsichtigen Reich.

Doch dann kam der schlimme Tag. In mehreren Kähnen kamen schon am frühen Morgen Jäger, Treiber mit langen Stangen und Hunde. Teils in den Kähnen, teils am Ufer stellten sich die Schützen an, so daß sie Übersicht über die Schneisen hatten, während die Treiber mit den Stangen in Begleitung der Hunde das Rohr durchdrückten. Die Stiefel reichten den Männern bis an den Bauch, und so rauschten und planschten sie, mit den Stangen überall in das Rohr stoßend, heran. Die Hunde suchten und schnauften vor Anstrengung, sie arbeiteten sich durch dick und dünn und waren unermüdlich, das Wild in Bewegung zu bringen.

Die sieben Erpel waren starr vor Entsetzen. Ihr Rohrwald bot keinen Schutz mehr. Aufstehen konnten sie nicht, sie hatten keine Schwungfedern, und wenn sie schwimmend flohen, dann mußten sie über die Schneisen. Alle Sieben saßen zusammen und konnten sich nicht entschließen. Doch unaufhaltsam stampfte das Verhängnis näher und einzelne suchten am Ufer Schutz. In vorjährigem Schilf und unter Uferhöhlungen suchten sie sich zu drücken. Aber die Hunde stöberten sie auf, einen Erpel griffen sie, zwei andere drückten sie wieder zurück ins Rohr, und jetzt fielen die ersten Schüsse. Hinter Pak rauschte das Schilf auf, Flügel klatschten, eine Ente stand auf.

»Ja, die Weiber, die können jetzt fliegen«, dachte Pak. Da rief ein Mann: »Keine Ente schießen! Nur Erpel!« Doch der Schuß krachte, aber er ging vorbei und die Ente strich fort.

Einer der Schützen, ein alter Herr im grauen Bart, stand am Ufer, hatte das Gewehr in halbem Anschlag erhoben und beobachtete gespannt seine Schneise. Ein Bleßhuhn

ruderte eilig, kopfnickend über die Wasserstraße. Es blieb unbeschossen. Bleßhühner gehören zum halbjagdbaren Wild, man schießt sie nur gelegentlich, wenn sie überhand nehmen. Schmecken tun sie nur, wenn man sie abzieht, mit Speck umwickelt und Sahne und Wacholderbeeren dazu tut. Außerdem lockt den geübten Jäger der Schuß nicht sehr, denn er stellt keine Anforderungen an die Schießkunst. Nur im Frühjahr, wenn die Wasserhühner in großen Flügen bis zu hundert Stück und mehr, leicht geworden durch die Entbehrungen des Winters, ausgezeichnete Flieger sind, dann ist es eine reizvolle Jagd, aus dem reißend schnell dahinfliegenden Schwarm mit sicherem Schuß eine Doublette herunterzuholen. Doch dann ist wieder das Wildpret ein mehr als zweifelhafter Genuß. Der einen Lietze folgte bald noch eine, und diese war begleitet von einer ganzen Reihe halbwüchsiger Jungen. Ihre Unterseite war hell vom Schwanz bis zur Schnabelspitze, der charakteristische weiße Hautfleck auf der Stirn fehlte auch noch, und sie piepten voller Angst. Besorgt klang das harte »Täk – täk –« der Mutter, und schnell waren alle im schützenden Rohr verschwunden. Da plötzlich rauschte das Schilf auf, und ein großer rostroter Vogel mit weitklafternden Schwingen hob sich schwerfällig empor. Seine ganze Figur, Hals, Kopf und Schnabel erinnerten an den Fischreiher. Da riß der alte Herr die Flinte an die Backe – doch er setzte wieder ab, ohne zu schießen, denn die große Rohrdommel steht das ganze Jahr unter Naturschutz, da sie selten ist und unsere Seen und Wiesen interessant macht. Überall knallte es jetzt. Da fuhr auf einmal ein Wesen über die Wasserfläche, das nicht länger als ein Finger war, nur dicker. Aber kurz bevor es drüben war, krachte der Schuß. Der Jäger ließ den Cocker-Spaniel, einen weiß und schwarz getüpfelten Hund mit langen Behängen von der Leine. Mit einem Satz war er im Wasser, ergriff das kleine Etwas und apportierte es. Doch da war es gar nicht mehr klein, sondern ein ausgewachsener Mausererpel. Kaum hatte der Hund »Setz dich« gemacht, da huschte schon wieder ein Erpel, ganz tief im Wasser liegend, über die Schneise, so daß man nur den Kopf und einen Strich des Halses sehen konnte. Wieder fuhr die Waffe hoch, ging mit, schwang vor und gab Dampf. Der Erpel bäumte sich, schoß im Kreise herum, schlug mit den Flügeln, und lag dann still auf dem Rücken. Nur die Ruder schlugen noch etwas. Gerade als der Jäger wieder den Hund löste, fuhr abermals ein Entenkopf über die Schneise und ehe der Mann die Flinte hoch hatte, da er mit dem Hund beschäftigt war, war der Erpel auf der andern Seite des Röhrichts.

Das war Pak. Er sauste so schnell er konnte weiter, doch bald war wieder eine Schneise vor ihm und er verhielt sich still.

Eine ganze Weile mochte er so gespannt auf irgendeinen günstigen Moment gewartet haben, da plätscherte es hinter ihm und Rohrhalme bewegten sich. Gleich daraus schossen zwei Erpel an ihm vorbei, und dicht nebeneinander über die Schneise. Ein Schuß fiel. Der eine Erpel blieb bewegungslos liegen, der andere machte kehrt. Ein zweiter Schuß ließ auch ihn verenden.

Jetzt ist's Zeit, dachte Pak, nach zwei Schüssen machen die Kerls meistens eine Pause, und er flitzte rüber. Dieser Jäger aber führte eine automatische fünfschüssige Flinte, und als Pak noch auf der Schneise war, krachte es zum dritten Male. Die Schrote saßen voll um den Kopf des Enterichs, und doch traf ihn kein einziges. Auch das kommt vor.

Nun hielt sich der Gejagte dicht am Ufer, und da wollte es der Zufall, daß er an die Mündung eines schmalen Grabens kam. Er zögerte nicht und bog sofort ein. Der Graben hatte hohe Ränder und die waren mit Gesträuch, hohem Gras und Brennesseln

bestanden. Dort unten eilte der kleine Grünhals entlang. Da hörte er hinter sich brechen, und das Geräusch von jagenden Läufen. Pak beschleunigte sein Tempo. Doch der Verfolger holte auf. Jetzt vernahm der Erpel schon das Hecheln und gleich daraus sah er einen kleinen weiß und braunen Hund, einen Münsterländer Heidewachtel, auf sich zustreben.

Pak lief und wand sich durch herniederhängendes Gezweig. Der Graben wurde hier immer trockener, führte nur noch wenig Wasser, und wenn sich der Enterich duckte, hatte er ziemlich freie Bahn. Jedoch der Hund kam näher.

Das kleine Herz des Erpels hämmerte, sein Schnabel stand halb offen, er war am Ende seiner Kraft. Und jetzt war auch der unerbittliche Jäger heran, nur ein ganz tief hängender Schlehenzweig hielt ihn noch zurück. Pak schlüpfte durch und hastete weiter. Jetzt bog er um eine kleine Kurve, die der Graben beschrieb, und siehe da – das dornige Schlehengezweig nahm zu.

Hinter dem Wilderpel jacherte der Wachtel, es war aber offensichtlich, er hatte jetzt Mühe zu folgen.

Immer dichter wurde das Buschwerk, und bald war nicht mehr daran zu denken, daß der Hund mitkam. Da lief er den Hang hoch oben auf dem Grabenrand entlang ein ganzes Stück voraus, und wo die Schlehen aufhörten, sprang er wieder in den Graben und legte sich vor. »Mal muß der Erpel ja kommen«, dachte er wohl. Aber wenn der Hund gerissen war, Pak war auch nicht von gestern.

Da, wo die Zweige mit langen Dornen so dicht waren, daß selbst er nur noch mit Mühe weiterkam, da blieb er.

Die Jäger saßen lange schon beim Frühstück, als endlich der Wachtelrüde angehechelt kam.

»Ja, ja«, meinte der alte Förster, der den Cocker-Spaniel führte, »die Wachtel gehen ihre eigenen Wege und sind dickköpfig bis zur Sturheit«. Der Wachtelhund näherte sich seinem Herrn im Bewußtsein erfüllter Pflicht. Der sah jedoch nur den Mangel an Resultat und die Tatsache, daß das liebe Hündchen eine volle Stunde fortgewesen war, und ihm dadurch die Jagd verdorben hatte. Und der kleine Weiß-Braune, der Lob erwartet hatte, bezog mörderische Dresche. Laut erscholl sein Wehklagen. Bis zu Pak drang der Jammer. Der konnte sich dieses Geräusch so halb und halb erklären, denn er hatte ja bei den Menschen gelebt. Daß es sein Widersacher war, der da so klagte, wußte er allerdings nicht, doch hätte er es gewußt, es wäre ihm Balsam gewesen. Später lief er dann am Graben solange weiter, bis der wieder mehr Wasser führte. Schließlich gelangte er auf diesem Wege zu einem völlig verschilften Fließ. Hier blieb der Schwergeprüfte und wartete die Zeit ab, da er wieder Federn auf dem Leibe hatte, und, wie es sich für einen Vogel gehört, fliegen konnte.

Auch die schwere Zeit der Mauser ging vorüber. Als aber das neue Federkleid da war, fand sich Pak sehr verändert, denn er sah so grau aus wie eine Ente. Sein Sommerkleid zeigte keinerlei Farbenpracht. Er hielt sich wieder mit einigen Erpeln, die ebenso unscheinbar aussahen wie er selbst. Sie waren bald hier und bald da und hatten keine andere Sorge als die, den Jägern auszuweichen und sich satt zu fressen.

Jedoch eines Tages hatte Pak ein seltsames Erlebnis. Es war am frühen Morgen, der Nebel lag noch über dem Waldfee, und ein paar Blaumeisen fingen eben an, an den Erlen herumzuturnen, um Atzung für ihre Jungen zu schaffen. Pak gründelte hart am Ufer, um Wasserkerfe an den Wurzeln der Erlen zu suchen. Da hatte er mit einem Male ein Gefühl, als faßte ihn etwas leise an sein eines Ruder. Pak machte eine heftige Bewegung, aber da wurde das leichte Gefühl zu einem harten schmerzhaften Druck. Nun schlug der Erpel mit Gewalt sein Ruder hin und her, aber jetzt wurde der Schmerz unerträglich, und Pak flog mit einem Schrei auf. Doch hatte er Mühe hochzukommen, denn etwas hing an seinem Ruder und kniff unerträglich. Schließlich bekam der Enterich Fahrt, und nun sah er, was für ein Anhängsel er mit sich herumtrug – – einen ausgewachsenen Krebs!

Der Panzerträger bewegte mechanisch seine freie Schere, und hin und wieder machte er mit dem Schwanze die charakteristischen schnellen Schläge. Pak sauste mit dem Krebs durch die Luft, schlenkerte mit dem Ruder, um endlich den Plagegeist loszuwerden. Doch wenn Krebse erst mal böse sind, halten sie fest, und wenn es geraden Weges in die Hölle geht. Dieser, der sich nicht von Pak trennen mochte, war so lang wie eine Männerhand. Längst waren die beiden nicht mehr über dem Wasser. Wald und Feld, Wiese und Dorf hatten sie überflogen, aber der Krebs ließ nicht locker.

Hätte Pak seine Vernunft noch gehabt, er wäre zum nächsten Wasser geflogen und hätte den Kruster still in sein Element gehängt. Pak war aber infolge des Schreckens unvernünftig. Voll Angst und Wut strampelte er nur und flog.

Das hätte der Wildenterich noch lange ausgehalten. Wer weiß, bis wohin der noch geflogen wäre.

Er war über einem Vorort der Großstadt, als der Griff des Krebses endlich erlahmte. Die Klammer löste sich – und der Scherenträger fiel.

Pak fuhr ordentlich ein Stück in die Höhe, als er frei wurde.

Der Krebs aber fiel auf einen Balkon.

Dort, im vierten Stockwerk, krabbelte er auf dem Beton herum, bis ein kleiner Junge auf den Balkon trat und ihn erblickte.

»Mutti! Ein Tier! Ein Riesentier!« So lief der Knabe schreiend in die Küche zu seiner Mama. Die Mutter staunte, ergriff die Müllschaufel und holte damit den Krebs in die Küche. Dann aber rief sie sofort ihren Mann an, der bei einer Zeitung beschäftigt war, und erzählte ihm diese letzte Neuigkeit.

Pak und der Krebs

Die Sache kam noch am selben Tage in die Zeitung, und zwar unter der Überschrift: »Ist der Krebs Fassadenkletterer?« Namhafte Zoologen nahmen sich der Sache an, und es war ein Rätselraten ohnegleichen. Über die wahre Ursache wurde man sich niemals klar. Man nahm schließlich an, irgendein Witzbold hätte ihn vom Dach heruntergelassen.

Nachdem der Krebs nun genug besprochen worden war, und man sein Bild in allen bedeutenden Blättern gesehen hatte, wurde er dem Aquarium geschenkt und an seinem Behälter hing ein Schild, auf dem in kurzen Worten seine Geschichte stand.

Ein Duell unter der Erde

In der Zeitung wurden Mautzens Taten zwar nicht beschrieben, ebensowenig erschien sein Bild, aber aufregende Erlebnisse hatte auch er inzwischen zur Genüge gehabt. Ein kleiner Hügel, umgeben von Mischwald, liegt in der Morgensonne. Unter der Wurzel einer starken Buche gähnt ein Loch. Davor leuchtet weißer Sand, in dem kleine, hübsche, runde Fährten stehen, die noch frisch sind. In dem smaragdenen, sonnendurchleuchteten Buchenlaub singt der Pirol. Aus Gold und Ebenholz scheint er gemacht, und sein voller süßer Flötenton macht einen Sommertag erst schön. Doch plötzlich verstummt er und äugt hinab. Auf dem hellen Sand sitzt Mautz. Seine grünen Seher starren hinauf zum Sänger, seine Lunte zuckt. Aber der Buttervogel fliegt davon, und ehe er im Grün verschwindet, blitzt er noch einmal auf und erinnert so an seinen schönsten Namen, die Goldamsel. Mautz hebt das Hinterteil, streckt und reckt Vorderläufe und Krallen, reißt den Rachen mit den seinen spitzen Zähnen auf und gähnt. Dann stellt er sich vorne hoch, hebt den Kopf und dehnt und streckt die Hinterläufe, wobei die Lunte sich ringelt.

Da unten, in der Dunkelheit des Baues, hat er gar nicht gewußt, wie warm und wohltuend die Sonne scheint. Er streckt sich in den Sand und läßt sich braten. Herrlich rieselt die Wärme durch alle seine Muskeln, er schließt die Augen halb und scheint völlig der Wonne des sommerlichen Dösens hingegeben zu sein. Nur seine kleinen Ohren behalten die gewohnte Straffheit als zwei kleine Wächter, die ständig auf dem Posten bleiben müssen. Ein Schwalbenschwanz gaukelt in seiner hellen Schönheit um den Kater herum, ehe er sich auf dem warmen Pardelbalg niederläßt. Die kostbaren Flügel sind weit auseinandergefaltet, heben und senken sich, wie atmend und zeigen auf hellgoldenem Grunde die feine dunkle Zeichnung und die lila Flecken. Der Kater rührt sich nicht. Als er ein täppisch drolliges Kätzchen war, da haschte er nach jedem beschwingten Insekt, heute nicht mehr. Nachdem der Falter eine Weile ein Sonnenbad genommen hat, schwebt er wieder empor, ohne daß es ihm bewußt geworden wäre, worauf er sich ausgeruht hatte.

Jetzt erhebt auch Mautz sich. Nicht weit vom Sandhügel steht ein knorriger Holunderstamm. Seine Blüten brechen gerade auf und die Bienen beginnen, ihn zu besuchen. Der Kater stellt sich an diesem Stamm hoch, schiebt die Krallen aus seinen weichen Pfoten und zieht sie durch die korkartige Rinde. Wieder und wieder reißt Mautz an dem Stamm, bis der Saft herausquillt. Dann schiebt er Kopf, Hals und Rücken an dem blutenden Holunder entlang, schnurrt und knurrt wollüstig, wirft sich auf die Erde, sielt und wälzt sich herum, und nichts ist übrig von der Gehaltenheit und Würde, die den Kater sonst kennzeichnet. Aber schon steht er wieder auf den Hinterpfoten und zerfetzt aufs Neue den Holunderbaum, um sich abermals an dem quellenden Saft zu berauschen.

Mautz reibt sich am Holunderstamm

Schließlich ist er ganz von Sinnen, knurrt und mautzt, peitscht mit der Lunte und verfällt in einen wahren Sinnentaumel. Endlich kommt er zu sich. Er leckt und striegelt sich und ist nach einiger Zeit wieder Kavalier. Wer sähe dem vornehmen Elegant an, daß er noch vor kurzem jedes Maß verloren hatte?

Und Mautz vertauscht die strahlende Sonne mit der kühlen Erde. Er verschwindet im Bau. Der Hügel liegt wieder ruhig zwischen den Bäumen aller Art, und dort, wo Mautz eben stand, zeichnet sich nur noch der feine Abdruck seiner kleinen wohlgeformten Sohlen im Sande ab. Plötzlich dringt wildes Gekreisch aus der Erde. Gellend und doch gedämpft erheben sich Stimmen im Kampf, und es hat den Anschein, als bewege sich das Duell unter der Erde hin und her.

Es wird immer lauter da unten. Eine vor Wut und Angst keckernde Stimme scheint dicht am Ausgang zu ertönen. Sie ist begleitet von einem gräßlichen Fauchen, das mit tiefem, bösem Grollen abwechselt. Auf einmal schießt ein braunes geschmeidiges Tier aus der Röhre, dem gleich darauf der Kater in einem Höllentempo folgt. Und der Iltis, der den Bau revidieren zu müssen glaubte, rennt um sein Leben. Schon hat er eine Brombeerhecke erreicht und windet sich tief in das Dornenverhau hinein. Nur um eines Gedankens Schnelle später ist Mautz da, aber eben doch zu spät. In dies Gewirr von stachligen Ranken kann er dem Stänker nicht folgen. Er umkreist eine Weile die Dornenburg, dann gibt er es auf. Tagelang wird der Kater an den Eindringling erinnert, denn der Bau behält dessen Witterung noch eine ganze Weile.

Nach diesem Intermezzo hat Mautz eine lange Zeit Ruhe. Jeder Tag beschert ihm andere vortreffliche Nahrung. Heute eine pricke junge Wildtaube, die aus dem Nest fiel, morgen ein unkluges Hasenkind und den nächsten Tag zwei Junge aus einer Rebhühnerkette. Die Sache mit dem Junghasen war übrigens nicht so ganz einfach. Er hatte den kleinen Kerl gerade erwischt und den Lautklagenden abgetan, als hinter ihm etwas sehr schnell herangefegt kam. Das war die Hasenmama. Ohne jede Einleitung sprang sie dem Kater an den Kopf. Und wie! – Sie schlug und trommelte mit den Vorder-, besonders aber mit den Hinterläufen ganz rabiat und sehr schmerzhaft, so daß Mautz einfach nicht dazu kam, seine Talente zu entfalten, sondern Reißaus nahm.

Aber so schnell er auch lief, die Häsin lief schneller. Er mußte sich schließlich auf einen Baum retten. Die unglückliche kleine Hasenmutter war er nun los, aber drei Eichelhäher bekamen ihn spitz und hetzten ihm alles, was einen Schnabel hatte, auf den Balg. Als zu guter Letzt auch noch einige Krähen auf den Kater stießen und ihn verschiedentlich sehr unangenehm hackten, wurde die Situation ungemütlich.

Glücklicherweise kam der Abend bald, und die Plagegeister ruderten krähend zu ihren Schlafbäumen. Mautz wartete noch ein Weilchen, dann begann er den Abstieg und begab sich zu Tisch, denn er hatte sein Häschen trotz des Ärgers nicht vergessen.

Mautz nahm an Kraft und List zu. Seine Wohnung war glücklich gewählt, und in diesem Sommer gelang ihm eigentlich alles. Im Herbst wurde es noch besser, denn es gab eine Unmenge Jungwild. Muskulös und mit glänzendem Balg ging der Kater in den Winter. Jetzt wurde die Ernährungsfrage naturgemäß schwieriger, doch Mautz hatte ja schon einmal einen Winter unabhängig von den Menschen durchgehalten. Inzwischen hatte er viel gelernt.

Es war eine Mondnacht. Der Schnee warf das Licht verstärkt zurück, und man konnte ein paar hundert Meter weit sehen. Mautz war, wie wohl jeder Jäger in solcher Nacht, unterwegs. Aber vorsichtig hielt er sich im Schatten der Kiefern. Wenn er aber mal über eine freie Fläche mußte, dann huschte er geduckt hinüber und war froh, wenn ihn der Schatten wieder unsichtbar machte. Als er auf einem kleinen Hügel stand, sah er unter sich ein Haus.

Still lag es inmitten einer Gruppe von Bäumen, deren kahle Äste, ein reiches Ornament, auf dem winterlich hellen Nachthimmel standen. Mautz stand still, er sicherte, Witterungen mancherlei Art stiegen zu ihm herauf. Er machte einen Bogen bis zu einer Erlenreihe. An ihnen entlang pirschte er sich bis zu dem einsamen Gehöft. Das Schnauben eines Pferdes klang aus dem Stall, eine Kuh antwortete mit verschlafenem Muhen; Nase, Auge und Gehör des Katers arbeiteten angestrengt. Vor allem, wo war der Hund? Doch der Besitzer des Hauses, der kein anderer als der Förster war, hatte seinen Hasso wegen der Kälte mit in die Stube genommen. Jetzt sprang Mautz über den Zaun. Ganz links klang aus dem Stallgebäude ein leises Gackern. Ein kleines Fenster, dessen eine Scheibe zerbrochen und mit Stroh verstopft war, bot die einzige Möglichkeit.

Mautz riß und zerrte, und bald war das Stroh herausgerissen. Eins – zwei – drei – war der Kater im Hühnerstall. Im entsetzten Geschrei und Geflatter raste Mautz hin und her, schlug dem prächtigen Italienerhahn die Krallen in den Hals, würgte eine dicke weiße Henne und war schon wieder hinter einem anderen Eierleger her, um auch diesen abzuschlachten. So sauste er im Stalle auf und nieder und schwelgte im Mord. Nur die

Hühner, die sich still unter die Kotbleche drückten, blieben verschont. Schließlich packte der Räuber eine der gerissenen Hennen und Legekisten und Sitzstangen zu Hilfe nehmend, erreichte er, seine Last schleppend, mit großer Anstrengung die Fensterlücke. Doch da erdröhnte der Hof vom Bellen eines großen Hundes. Eine Männerstimme rief. Und dann wurde die Tür aufgerissen.

Da mußte Mautz blutenden Herzens seinen Raub fallen lassen, und schnell war er durch das Fenster verschwunden. Der Jagdhund raste noch ein paarmal im Stalle herum, so daß die Überlebenden dachten, sie hätten nun doch noch ihr letztes Korn im Leibe; dann stürzte er aus der Tür, nicht ohne die Försterin umzureißen, die auch gerade herzugeeilt war, um sich ins Getümmel zu stürzen. Eine besonders feine Nase besaß dies Hündchen nicht, weshalb er weitere Zeit verlor, ehe er die Fährte des Katers fand.

Mautz aber hatte die erste Erle erklommen, war von der auf die nächste, und von dieser wieder auf eine andere gesprungen und so weiter, bis an den Wald. Der Hund aber raste immer noch um die erste Erle herum, denn hier hörte die Katzenfährte auf.

Die Försterleute haderten indes miteinander. Er meinte, es wäre eine Liederlichkeit, daß die Scheibe nicht längst in Ordnung sei, und sie war der Ansicht, es wäre seine Sache gewesen; und sie hätte sich das Schienbein aufgeschlagen bloß wegen dieses blöden Hundes, der sowieso nichts taugte. Na, nu war's ja richtig! Denn auf seinen Hund ließ der Förster nichts kommen. So ging das hin und her, bis sich die Ehegatten in gemeinsamer Klage um die Hühner einigten.

Mautz aber trottete heimwärts. Zuerst empfand er ein Gefühl der Erleichterung, wieder einmal entronnen zu sein; dann aber wurde er mißmutig. Soviel Beute zu machen und doch hungrig zu sein! Tuff-tuff machten die kleinen Sohlen des Katers, wie er so durch die helle Winternacht zog. Ein weiter Weg lag vor ihm. Sein seelisches Gleichgewicht war gestört, er hatte nun kein Zutrauen mehr zu sich und wollte darum für heute nach Hause, in seinen Bau. Lange wanderte er. Endlich war er wieder im heimatlichen Revier und wollte gerade den Wald verlassen, um in einer Furche das Feld zu überqueren, als sich zwanzig Meter links von ihm ein schwarzes massiges Ungeheuer aus dem Schatten löste. Es trat in die Helligkeit, stieß einen Laut aus, der halb Grunzen, halb Schnaufen war, und dann folgten noch drei solcher Ungetüme. Das letzte war das stärkste und wuchtigste. Noch niemals hatte Mautz Wildschweine gesehen. Er war starr! Die Rotte Sauen zog eine hinter der andern auf das Feld hinaus. Im Mondlicht auf dem Schnee wirkten sie noch größer und massiver als sonst. Nur das letzte Stück zögerte. Aber dann trat auch dieser alte Basse ins Mondlicht und zog den anderen nach. Da zerbrach die Stille der Nacht. Donnernd krachte ein Büchsenschuß! Der Keiler brach in die Knie. Sein Gebräch schlug hart auf den Boden. Er stieß einen klagenden und doch wilden Grunzer aus.

Blasend polterten die anderen Schweine ab. Da fiel der zweite Schuß! Der Keiler ruckte zusammen, wurde aber hoch und flüchtig. Doch lief er nicht hinaus ins Freie, sondern wollte zurück in den Wald. Dabei kam er direkt auf Mautz zugestürmt. Der erwachte aus seiner Starre und bäumte auf. Der Keiler war kaum im Walde, als er auch zusammenbrach. Die Läufe schlugen im Schnee hin und her, die Gewehre klapperten wie Kastagnetten. Dann ging ein Strecken und Bäumen durch das urige Wild, die Läufe streckten sich kerzengerade, der Kopf beugte sich nach unten, und der Basse verendete.

Mautz am gestreckten Keiler

Wie ein schwarzer Hügel lag er im Schnee. Aus seinem Gebräch floß hellroter Schweiß – ein Zeichen, daß die Lunge zerstört war. Mautz wollte eben abbaumen, um seiner Wege zu ziehen, als Schritte heranstampften. Der Mond, der heute an dem Keiler zum Verräter geworden war, leuchtete auch jetzt dem Jäger, um das gestreckte Wild zu finden. »Donner und Doria! – Da liegt er ja!« rief der Mann. Zur Totenwache war es zu kalt, so begann der glückselige Schütze sofort, den Keiler aufzubrechen. Als das geschehen war, zog er ab, um den Wagen zu holen.

Endlich konnte Mautz herunterkommen. Er schlug sich am Überfluß des Aufbruchs voll und kam so doch noch zu einer reichlichen Mahlzeit.

Pak in der Großstadt

Zu der Zeit, als der Krebs zur Sehenswürdigkeit gemacht wurde, hatte Pak die Sache längst vergessen. Er hatte inzwischen Ärger mit Jägern gehabt. Einmal des Abends auf dem Zug und ein anderes Mal morgens am Fließ. Es war gottseidank aber beide Male gut abgegangen.

Doch wie so oft, nach Monaten der Stille, kommen mitunter Wochen, in denen ein Ereignis das andere jagt.

Es war wieder in der Morgenfrühe, doch lag kein Nebel über dem Wasser. Es blitzte und strahlte alles in wunderbarer Frische, und was da gründelte und schwamm, fühlte erhöhtes Leben.

Doch so ging es leider nicht nur den Enten, Wasserhühnern und Tauchern. Auch der Rohrweih fühlte sich voller Tatendrang. Er strich über die Rohrgelege hin, und wo er sich zeigte, da rauschte Wasser und Schilf von fliehenden Vögeln.

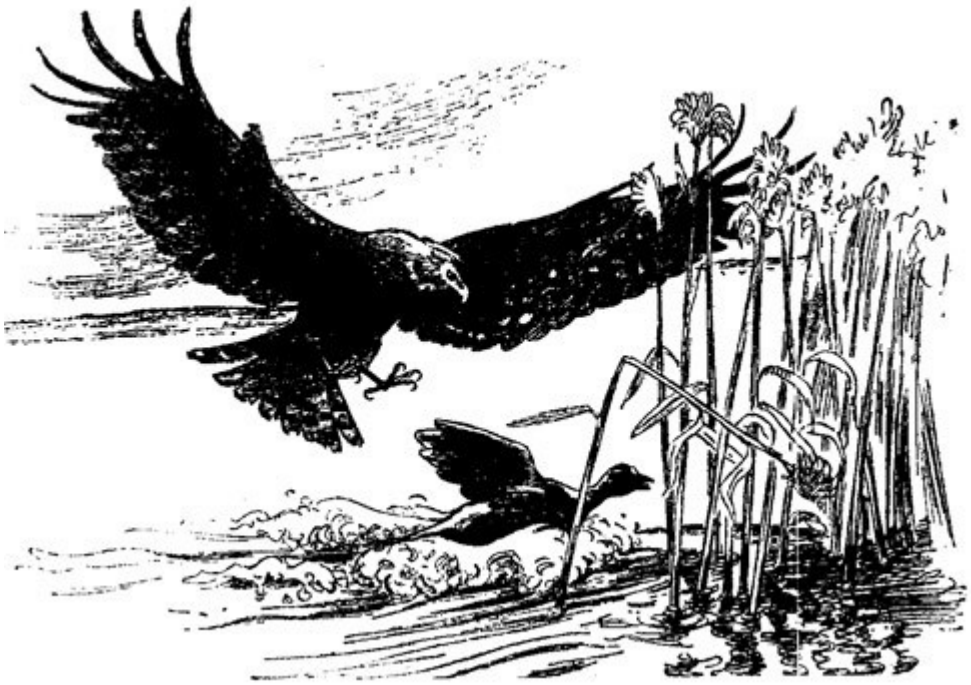
Dieser Räuber mit dem weitklafternden Schwingenpaar flog ganz systematisch den See ab. Er schwebte immer so über dem Rohrwald, daß ihn die Enten und Lietzen, die vor der Rohrwand auf dem freien Wasser schwammen, oft erst gewahr wurden, wenn es zu spät war. Pak hatte wohl acht auf den großen Schatten, der so plötzlich über einem sein konnte. Heute war er schon vorüber und nachdem der Erpel die Deckung wieder verlassen hatte, sah er, wie hundert Meter weiter der Raubvogel niederstieß. Doch konnte Pak nicht sehen, ob dem Weih etwas zur Beute gefallen war.

»Wieder mal überstanden, der Schreck in der Morgenstunde!«, dachte Pak. Fröhlich trieb er nun mit den anderen Breitschnäbeln sein Wesen, wobei er Gelegenheit fand, sich über die zänkischen Lietzen zu ärgern. Eben war so eine schwarze unverträgliche Person wie eine Furie aus dem Rohr gekommen und hatte Pak angegriffen. Immer ihren harten Ruf ausstoßend, täck – täck – täck, schlug sie auf den Erpel ein. Zwar war Pak kräftiger als das Bleßhuhn, aber durch den spitzen Schnabel sind die Lietzen den Enten überlegen. Deshalb läßt man auch in gut gehegten Entenrevieren die Lietzen nicht überhand nehmen. Schon viele brütende Stockenten sind von den zanksüchtigen Zappen, wie die Bleßhühner auch genannt werden, von ihren Eiern vertrieben worden, und im Herbst war ein Schof Jungenten weniger auf dem See. Pak biß nach Kräften zurück, aber sein stumpfer Schnabel war dem spitzen der Lietze nicht gewachsen. Er mußte dem unverschämten Wasserhuhn weichen und zog sich ins Rohr zurück.

Er war aber noch nicht hinter den Halmen verschwunden, als ein Schatten über die Rohrwand glitt.

Ein Sausen fuhr an dem Erpel vorüber und der braune Räuber, der Rohrweih, schlug der Lietze seine Dolche in den Rücken. Acht krumme Messer trafen sich im Leibe des Wasservogels, der nur einen kurzen Schrei ausstieß. Dann schlug der Weih schwer mit den Schwingen, bis die Luft ihn und sein Opfer emporhob. Er strich quer über den See, blockte drüben auf einem knorrigen Eichenüberhälter auf und kröpfte seinen Raub.

Pak aber saß der Schreck noch lange in den Knochen, denn dieses Mal war es wirklich nahe vorbeigegangen.



Der Rohrweih schlägt die Lietze

Dieser See, auf dem das Verhängnis den Erpel so leicht hätte erwischen können, lag nicht weit vor den Toren der großen Stadt. Auf seiner ziellosen Reise mit dem später berühmt gewordenen Krebs war Pak bis an die Stadtgrenze gekommen. Als er eines Abends eine größere Strecke geradeaus flog, da sah er unter sich in der Tiefe ein Geflimmer, wie er es bisher nur in manchen Nächten über sich gesehen hatte. Auch tönte ein Brausen zu ihm herauf, ein Gewirr von Stimmen, Tuten, Klingeln, ein ganzes Meer von Tönen.

Lange strich der Wilderpel über dieser brausenden, schimmernden Fremde hin und her, bis er endlich müde ward und sich scheu und ängstlich auf einem kleinen See inmitten von Bäumen niederließ. Hier glühten nur wenige der leuchtenden Augen aus dem Dunkel, und wie überrascht war Pak, Enten zu sehen. Sie saßen still auf dem dunklen glatten Wasser und nahmen kaum Notiz von dem eben Angekommenen. Pak war so müde, daß er bald den Kopf in das Rückengefieder steckte und einschlief. Am nächsten Morgen, es wurde gerade erst hell, da kam dicht an dem kleinen Teich ein Ungeheuer vorbeigebraust, das hatte mehrere Junge auf seinem Rücken. Das furchtbare Wesen stieß einen entschlichen heulenden Schrei aus, der an- und abschwoll, so daß Pak wie wahnsinnig vor Angst und Schrecken aufflog und gleich einem Pfeil davonschoß. Er konnte ja nicht wissen, daß es der Wagen des Überfallkommandos war, und daß die Jungen auf seinem Rücken die Beamten waren.

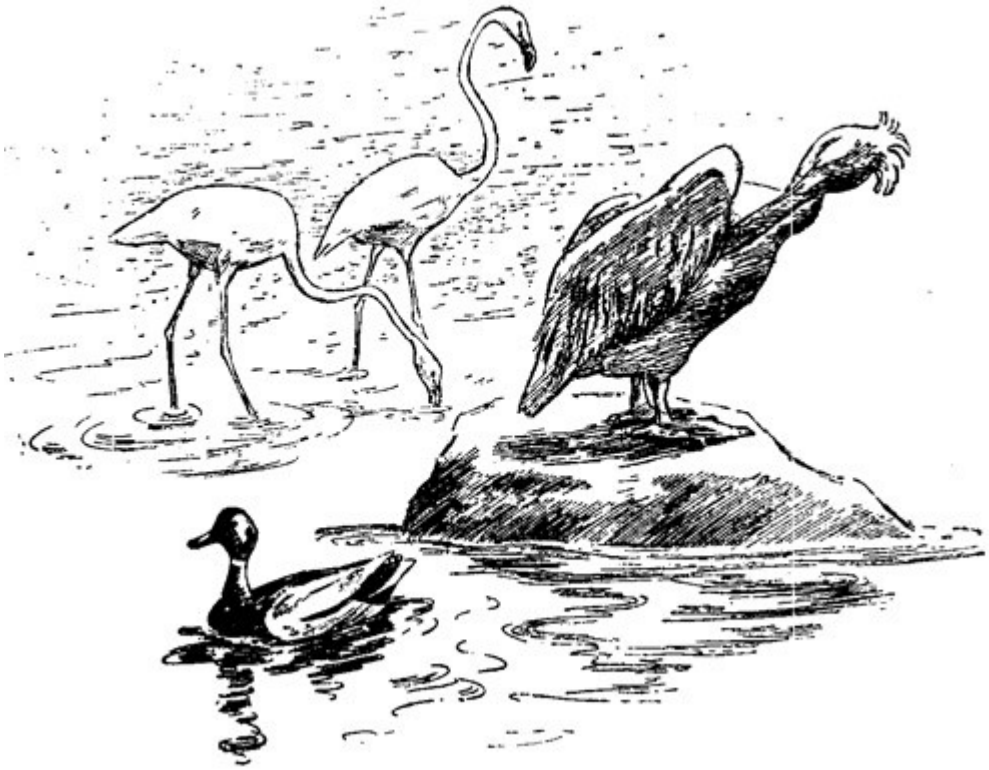
Pak beruhigte sich im Fliegen, doch alles, was er sah, war ihm ein fremdes Wunder. Ein Gewirr und Gewimmel von Menschen, wie er es nie erträumt hätte. Alle in Eile und Hast laufend, oder in und auf lärmenden Ungeheuern sitzend und stehend. Aber von Pak nahm niemand Notiz, das wurde ihm bald klar. Oft sah er Wasserläufe und kleine Teiche unter sich, die waren bevölkert mit Möwen, Stockenten und Schwänen, wobei das Tollste war, daß die Menschen ihnen Futter zuwarfen, und die Wildlinge ließen sich füttern, als wären sie Haustiere. In weitem Bogen schwamm Pak um sie herum, denn gerne hätte auch er Brocken von dem Brot ergattert, doch er traute sich nicht in die Nähe der Menschen, da er seine Erfahrungen hatte.

Überall, wohin Pak auch strich, waren Menschen, und nirgends sah er einen Wasservogel, der Scheu vor ihnen hatte. Das war eine neue Welt für ihn. Schon nach einer Woche hatte sich der Erpel an seine neue Umgebung gewöhnt. Betriebsam strich er nun immer hin und her, bald in diesen, bald in jenen Anlagen nach Futter suchend. Er lernte die Kanäle kennen, die glatte steinerne Ufer haben und von denen man erst glaubt, sie könnten eine Ente nicht ernähren. Doch es kommt soviel in ihnen entlanggeschwommen und wird soviel hineingeworfen, daß viele Enten, Schwäne und Möwen sehr gut leben können.

Mitten in der Riesenstadt war ein ausgedehnter Park. Hohe alte Bäume, Rasenflächen und stille Bäche und Kanäle, an denen oft Büsche mit großen Blüten standen. Eines Tages ließ sich Pak auf einem Teich mit zwei kleinen baumbestandenen Inselchen nieder, der rundum mit Büschen und Bäumen aller Art umgeben war. Kaum aber hatte er sich auf dem kleinen sympathischen Gewässer etwas umgesehen, da kam eine Ente auf ihn zugeschwommen, wie er sie noch nie gesehen hatte. Rostrot am ganzen Körper war sie, nur der Kopf war weiß. Emsig, mit tief gehaltenem Kopf kam sie angerudert. Ihr Tempo war so schnell, daß ein kleiner Wellenberg vor ihrer Brust stand.

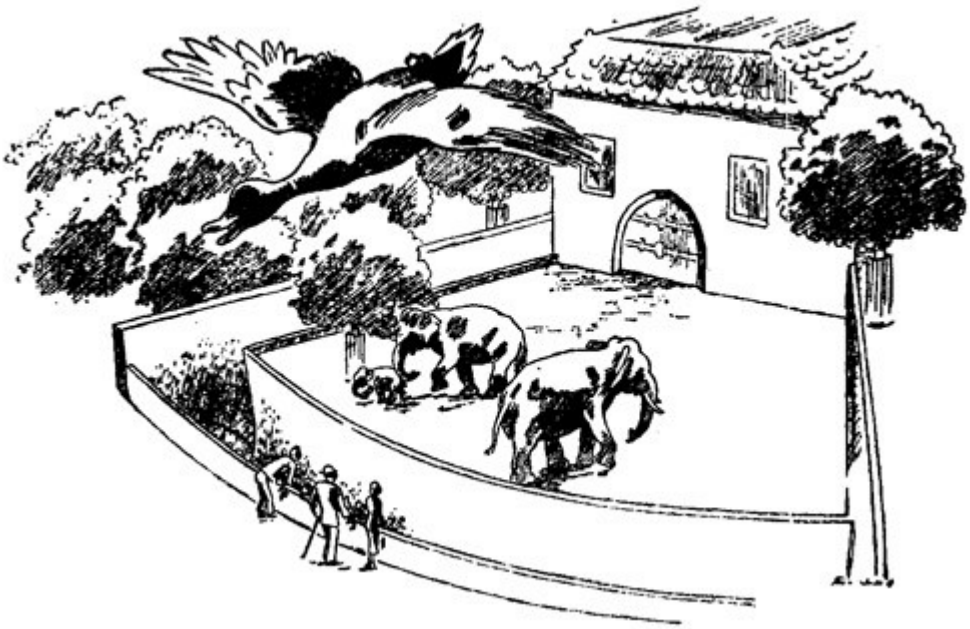
»Wenn der Bursche es so eilig hat, zu mir zu kommen, warum fliegt er nicht?«, dachte der Wildenterich, der dem Fremden den Erpel ansah. Nun zog sich Pak schwimmend zurück, doch der andere schwamm schneller. Das letzte Stück brauste der Rote flügelschlagend aus ihn los und da er größer und stärker war als Pak, schlug er ihn in die Flucht. Im Ausfliegen sah Pak, daß auch der andere in die Luft wollte, aber es fehlte ihm auf der einen Seite ein gutes Stück des Flügels, so daß er in einer kleinen Kurve aufs Wasser zurückfiel. Dort schrie er laut und heiser, gar nicht wie eine vernünftige Ente, und um die Ecke der Insel bog sein Weibchen, das ähnlich gefärbt war wie der Gatte. Pak flog nur ein kleines Stück weiter zu einem anderen Teich. Da aber traute er seinen Augen kaum. Hier schwammen Enten herum in allen nur erdenklichen Farben und Formen. Da waren tiefschwarze mit weißen Seiten, die hatten einen Kopfputz wie ein Reiher und bernsteingelbe Augen. Andere hatten an den Flügeln merkwürdige Schmuckfedern, die standen hoch wie zwei kleine Segel, ihr Kopf hatte einen wundervollen Federschmuck und ihr Gefieder trug einen entzückenden Farbenreichtum. Es schwammen solche herum, die auf ihrem Schnabel einen riesigen Hornhöcker hatten, auch ihr Gefieder war herrlich. Es glänzte in metallischem Blau und war weiß und gelb abgesetzt. Pak saß still und staunte. Immer neue Entenarten sah er, alle schön und ganz eigenartig. Aber alle konnten, aus derselben Ursache wie der rote Erpel, nicht fliegen. Da plötzlich bog um einen Felsen herum ein Schwan. Er war im ganzen wie alle anderen Schwäne, aber sein Hals und sein Kopf waren schwarz. Pak wußte gar nicht, wohin er hier geraten war. Er stand auf und flog wieder ein Stück weiter, auf einen dritten Teich. Wenn Wildenten von solchen Dingen Begriffe hätten, dann würde Pak jetzt geglaubt haben, er wäre im Märchen. Kaum saß er auf diesem Teich, da sah er sich von Vögeln umgeben, na, mit einem Wort, ihm war, als träume er. Große schwere Tiere lagen auf dem Wasser. Sie hatten mächtige Schnäbel, so lang wie ihre langen Hälse. Kehlsäcke hatten sie, darin hätte Pak bequem Platz gehabt, und bizarre Hornauswüchse saßen oben auf den Schnäbeln. Neben diesen standen etliche im Wasser aus Beinen, unendlich lang und dünn, wie Röhricht. Der Hals dieser hell und zartrosa gefärbten Tiere wollte überhaupt nicht aufhören. Er war so lang, daß die Tiere eine Schleife daraus bilden konnten. Diese beiden Arten von Riesenvögeln kümmerten sich überhaupt nicht um Pak,

den kleinen Erpel. Er saß recht verloren da, als sich ihm aber einer der Erstgenannten näherte, flog er doch lieber auf. Als er nun über der näheren Umgebung hin und her flog, sah er die erstaunlichsten Geschöpfe. Graue Berge, die keine Berge waren, sondern lebende Tiere. Ihre Nasen hingen bis auf die Erde hinab, ihre Beine waren so dick wie Bäume, und sie wedelten mit unwahrscheinlich großen Ohren. Doch es gab noch Schlimmere. Die waren höher als mancher Baum, waren bunt gefleckt, und Beine und Hals waren so lang, daß das ganze Tier beinahe bis zu Pak hinaufreichte, der schnell etwas höher stieg, als er vorüberflog. Er flog gerade über einen Platz, der von einem breiten und tiefen Graben umgeben war und auf dem sonderbare gelbe Wesen herumlagen und trotteten. Sie waren eigentlich Mautz, dem Kater, sehr ähnlich, nur viel größer. Einige hatten um Kopf und Schultern lange Haare hängen. Eines von ihnen reckte plötzlich den Kopf nach vorn und stieß ein mächtiges Brüllen aus. Es war ein so donnerähnliches Brüllen, daß Pak vor Schreck ein kleines Stück in der Luft fiel. Als er sich zusammenraffte und weiterflog, da fielen die anderen großen Katzen in das Gebrüll ein, und es war ein Grollen und Dröhnen – nicht zu sagen.



Pak bei den merkwürdigen Vögeln

Dies Konzert war noch nicht verklungen, da begann ein entsetzliches Heulen und gellendes, wahnwitziges Gelächter, so daß Pak durch die Lüfte schoß, wie vom Teufel gejagt. Er flog geradeaus – nur fort aus dieser total verrückten Gegend.



Pak überfliegt die großen Tiere mit den langen Nasen

Daß er ausgerechnet im Zoologischen Garten gelandet war, konnte ja niemand voraussehen. Es gibt eben Naturen, die auf jeden Fall ins Außergewöhnliche tappen, selbst wenn sie die Grenzen ihrer Heimat kaum überschreiten. Andere fuhrwerken um den Erdball und wissen nur davon zu berichten, was sie hier oder dort gegessen haben.

Aber es war ja so, daß die Entstehung dieses Erpels an sich schon einem glücklichen Zufall zu danken war. So blieb eben sein ganzes Leben wechselvoll und ungewöhnlich.

Der Abend kam, Pak flog. Unter ihm waren immer noch die hohen Häuser, sie flohen nach hinten weg. Die Lichter flammten auf und das Steinmeer unter dem dahinsausenden Vogel versank mehr und mehr im Dämmer. Immer weniger konnte Pak die Häuser und Plätze unterscheiden, immer farbiger blinkte und blitzte es zu ihm heraus, das bunte, schillernde, mit tausend Klängen tönende, mit wilder Leidenschaft lebende Riesentier – die Großstadt. Aber so stark ruht im Geschöpf der Natur der eigene Rhythmus, so fest liegt die eigene Bahn, daß dieses große, brausende, strahlende Kaleidoskop den Wilderpel nicht irritieren konnte. Mit unermüdlichen schnellen Schwingenschlägen zog das Geschöpf der Wiesen und Seen seiner Welt zu, denn eine mächtige Sehnsucht nach dem, was sein war, nach Schilf und Moor, Bach und See und allen dazugehörenden Genüssen und Gefahren hatte Pak erfaßt. In tiefer Dunkelheit fiel er auf einem dichtumwachsenen Torfstich ein, steckte den Kopf unter die Flügel und schlief ein.

Eine gefährliche Mahlzeit

Als Pak eines Tages über ein buschiges Wiesengelände strich, um von einem Wasserloch zum anderen zu ziehen, eräugte er unter sich einen alten Bekannten, denn Freund wäre zuviel gesagt.

Mautz war es, der aus einem seiner Raubzüge begriffen dort herumschlich. Der graue Kater war wieder mal so gut in Deckung, daß Pak ihn erst im letzten Moment sah. Er ließ vor Schreck etwas fallen, das traf Mautz, wie der Zufall manchmal so spielt, in sein emporgerichtetes Gesicht.

»Schweinerei – das war Pak – die Bestie«, knurrte der Getroffene.

Pak aber, der den Treffer nicht beabsichtigt hatte, war erfreut über den unverhofften Erfolg. Er sah, wie sein alter Widersacher sein Gesicht immer wieder im Grase rieb, und er zog frohgemut seinem Ziele zu.

Der Sommer war im Schwinden, und eine große Sache war in das Leben der Wildenten gekommen. – Die Gerste stand in Hocken.

Auch Pak hatte vor, wenn am Abend die Menschen von der Feldarbeit heimgekehrt wären, zur Gerstenmast zu streichen. Jetzt war es noch zu früh, er zog daher zu einem sehr geschützt liegenden, ganz kleinen Tümpel. Da hatte man Ruhe vor jeglichem Getier, vor allem vor den lieben Artgenossen. Denn es ist merkwürdig, an Tagen, an denen man das Gewese anderer nicht gebrauchen kann, ist nichts so lästig wie die liebe Verwandtschaft.

Jetzt ging der Erpel nieder. Eine geschickte Kippe zwischen zwei Erlenbüschen hindurch, nochmal eine kleine Rechtswendung und dann das wunderbare – – Rsch-sch-sch-sch-sch! das zu hören ist, wenn Enten auf das Wasser aufsetzen.

Ein Schwarm Weißfische spritzte auseinander, einzelne durchbrachen die Wasseroberfläche und der Erpel sah Gold und Silber blitzen, als die Schuppenträger in der gründämmerigen Tiefe verschwanden. Nun war er allein. Die späte Sonne blinkerte durch Blatt und Zweig. Schilf und Rohr lagen still. Auch das Wasser rührte sich nicht. Der Enterich nestelte in seinem Gefieder, steckte Kopf und Hals unter Wasser und warf einen Tropfenregen über sich. Wieder und wieder tauchte Pak unter, die Flügel peitschten das Wasser, und plötzlich schlug sich der Erpel unter den Wasserspiegel, schoß unter der Oberfläche dahin, tauchte wieder auf, um gleich wieder zu verschwinden.

So trieb er ausgelassen und fröhlich Allotria, bis er's müde wurde und ruhig auf dem langsam seine Ringe zum Ufer sendenden Wasser lag.

Da plötzlich, ein heller Vogelruf, und ein funkelnder Edelstein fuhr dicht über Pak dahin, schoß über das Wasser, am Rohr entlang, bis zu einem trockenen Zweig, der aus dem Wasser ragte. Dort blieb das Juwel sitzen. Der Eisvogel, der prächtigste Vogel unserer Heimat, ist auf seinem Anstand. Dicht über der Wasseroberfläche hockt der kleine saphirbesetzte Fischer mit der orangenen Unterseite. Er rührt kein Federchen. Doch jetzt schießt er hinab, und vorwärts über das Wasser jagend, verschwindet er halb im Nassen. Dann eine jähe Wendung, und mit einem kleinen Fisch im Schnabel fliegt er

zurück auf seinen Platz. Noch mehrere Male wiederholt sich das, ehe der prächtige Vogel genug hat und davonfliegt.

Allmählich ist auch die Sonne gesunken und Pak wird unruhig. Er sitzt hochaufgerichtet, hin und wieder läßt er ein einzelnes »Brät –« hören und dann steht er auf. Unterwegs trifft er andere Enten, die gleich ihm zu Felde ziehen. Und da sieht er auch schon die gelben Breiten, die ihn und seinesgleichen herbeilocken.

Der Eisvogel

Er fällt ein, und augenblicklich schnackert der breite Schnabel Gerste in sich hinein.

Überall zwischen den Hocken mästen sich Wildenten an der herausgefallenen Gerste. Andere sind oben auf den Ährenbüscheln und schöpfen aus dem Vollen. Es stehen immer neue Schofe von Enten zu, andere ziehen ab, es ist ein reger Betrieb. Von anderen Gerstenschlägen ziehen solche herüber, die nach der ersten Sättigung wechselnde Geselligkeit suchen, und es ist ein Geschnatter und ein Leben sondergleichen.

Doch dann kommen andere Gäste. Langsam, so scheint es, ziehen sie in weitgezogener Linie heran, doch ehe man sich's versieht, sind sie da, denn ihr Flug fördert mehr als es den Anschein hat.

Gänse! »Gick – gack, gackgack –«, so lassen sie sich in großer Schar nieder, um der ersehnten Gerste willen. Da kracht es einmal – zweimal –! Drei Gänse liegen auf der Stoppel, eine vierte rennt ein Stück, dann drückt sie sich in eine Hocke. Weitere Schüsse fallen. Wieder stürzen Gänse, und auch eine Ente.

Ein brausendes Meer von Flügeln brandet auf. Enten und Gänse heben sich wie eine dunkle lärmende Wolke empor, verteilen sich im Höhersteigen und lösen sich in viele kleine Schofe und Scharen auf. Doch ehe sie aus dem Bereich der Schrote sind, knallt es noch viermal und abermals fallen zwei Gänse und eine Ente.

Gänse und Enten sind zerstoben wie die Gäste von der Tafel, wenn der Tod plötzlich unter sie tritt. Auch Pak ist in den verdämmernden Abend entflohen.

Aus zwei der Gerstenhocken aber schälen sich zwei Männer und ein brauner langhaariger Hund, der vor allen Dingen die geflüchtete Gans bringt. Neun Gänse und zwei Enten erbeuteten die beiden Nimrode, und schwerbeladen zogen sie heimwärts.

Eine alte Rechnung

Der Förster, dem Mautz ein halbes Dutzend Hühner gerissen hatte, tobte vor Wut. Als er eines Tages mit dem Pächter der Nachbarjagd zusammenkam, erzählte er sein Mißgeschick.

»Wie sah denn die Katze aus?« fragte der ihn.

»Es war ja nicht viel zu sehen, aber mir schien sie grau zu sein.«

Da war der Pächter sicher, daß es sich um seinen alten Bekannten handelte, und er sann wieder mal darüber nach, wie er der »Bestie«, anders nannte er den Kater nicht, beikommen könnte. Endlich hatte er eine vielversprechende Idee.

Eines Abends, das Wetter war milde und der Schnee fing an naß zu werden, streunte Mautz wieder auf seinem gewohnten Wechsel.

Schwere Wolken zogen am Himmel dahin, und nur hin und wieder blinzelte ein Stern zur dunklen Erde hernieder. Als der Kater aus der Schonung trat, traf eine ferne Witterung seine Nase, die ihn reizte. Er zog ihr nach. Wenn er durch eine Dickung oder in einer Senke lief, wurde die interessante Witterung schwächer, aber gleich darauf zog sie ihm wieder stärker entgegen. Mautz wußte nicht, daß der verlockende Duft von einem mit Baldrian getränkten Wattebausch ausging. Ihn hatte nur eine mächtige Gier nach dem Etwas erfaßt, das für ihn, wie für alle Katzen eine zwingende Macht besaß. Plötzlich, Mautz war gerade um eine Dornenhecke gebogen, schlug ihm der volle Baldriangeruch entgegen. Er hatte die Nase am Boden und war gleich darauf bei einem Grasbüschel. Hier steckte er den Kopf hinein, kniff die Augen zu und schnurrte. Aber es war nur ein kleiner Tropfen dorthin gefallen. Nach ein paar Schritten war es dasselbe, und noch einmal das gleiche. Jetzt stand Mautz vor einem länglichen, niedrigen Kasten. Der war an beiden Enden offen, und aus diesem merkwürdigen Gestell strömte voll die betäubende Witterung. Sie ging von etwas Weißem aus, das mitten in dem schmalen Gang aus Holz lag. Der Kater war voll Verlangen nach dem Berauschenden da dicht vor ihm, aber er bezwang sich noch. Denn das hölzerne Ding sah sehr nach Menschenwerk aus. Da fand er dicht vor dem Kasten noch einen starken Tropfen Baldrian. Schnurrend und mautzend rieb er sich Gesicht und Kopf darin, dann warf er sich hin, rollte und räkelte sich und benahm sich sehr ähnlich, wie damals an dem Holunderbaum. Doch jetzt war seine Überlegung dahin, seine Widerstandskraft so geschwächt, daß er, alle Vorsicht vergessend, mit einem Sprung im Kasten war, um zu der eigentlichen Duftquelle zu kommen. Da gab es hinter und vor ihm einen harten Schlag von Metall auf Holz, und Mautz war gefangen. Es half kein Kratzen, Toben und Beißen, die Kastenfalle war solide gebaut. Seine Bemühungen wurden immer verzweifelter. Maul und Pfoten waren längst wund, und immer noch ließ der Gefangene nicht nach. Gegen Morgen war er so zerschlagen und von Angst zermürbt, daß er sich in eine Ecke kauerte und der Dinge harrte, die ja nun kommen mußten. Nach einer Stunde etwa war es so weit. Der Pächter kam. Ein schneller gespannter Blick in die Falle, dann wußte er, es war sein alter Freund, der graue Kater. Mautz knurrte und grollte. Das hörte sich so an, als säße ein Puma in der Falle und nicht ein kleiner Hauskater. Der Mann streifte einen Kartoffelsack über das eine Ende der Kastenfalle, hob das andere Ende hoch und drückte dann plötzlich die Feder herunter, die die Türen geschlossen hielt. So rutschte der Kater, der sich an die untere Tür gepreßt hatte, unvermutet in den Sack, der nun schnell

zugebunden wurde. Und Mautz, der sich erinnerte, schon einmal in der Lage gewesen zu sein, wurde davongetragen. Er lag ganz still, hatte fürchterliche Angst und hoffte auf ein Wunder. Nach einiger Zeit wurde er unsanft auf die Erde geworfen, und ein schnaufender Hund stieß ihn grob mit der Nase an. Dann packte er zu. Mautz schrie gellend, fauchte und toste in dem Sack herum, so daß der Hund vor Schreck wieder losließ. Plötzlich wurde es hell um Mautz, er wurde aus dem Sack geschüttelt und der Hund, ein mächtiger Brauntiger, ging wieder auf den armen Mautz los. Der aber fuhr ihm scheußlich an die Behänge und schlug und riß blindlings und vor Wut schnaubend.

Der Hund klagte, sprang zurück, ging dann aber wieder darauf los. Jetzt rannte Mautz – – – dicht hinter ihm der Hund!

Der Pächter hatte die Doppelflinte am Kopf. Der Kater rannte direkt auf eine dichte Schonung zu, die durfte er nicht erreichen. Nun hatte der Schütze den Kater frei, das Korn faßt das Ziel, mitgegangen, im Schuß macht die wilde Jagd eine leichte Wendung, der Hund jault auf, überschlägt sich, die Läufe schnellen, er gurgelt – röchelt – und verendet. Mautz war weg! Der Jäger lief zu seinem Hund, betastete ihn und rief ihn beim Namen. Umsonst! Die schönen braunen Augen waren noch ganz klar, aber sie waren reglos. Dem Jäger kamen die Tränen. Wer mal einen lieben Hund und noch dazu auf solche Weise verloren hat, der wird es verstehen.

Im Frühjahr erlebte Mautz die Hohe Zeit der Katzen, die Ranzzeit. Er fühlte aufs neue das Sehnen und Drängen, das ihn zwang, weite Wanderungen zu unternehmen, und schaurig klangen seine rauhen Schreie in die nächtlichen Frühlingswinde.

Es zog ihn zum Dorf. Dorther kam der aufrührerische Wind, der in dem kräfteerfüllten Kater Sehnsucht und Zorn, Kampfesmut und Furcht lebendig werden ließen. Denn neben der Hoffnung auf Zärtlichkeiten stand die Erinnerung an Griff, den grimmigen rot-weißen Kater. Dem wollte Mautz nicht wieder in die Quere kommen. So prüfte er also, als er beim Dorfe angelangt war, vorsichtig den Wind, und als ihm Katerwitterung zugetragen wurde, lief er, weniger mutig als klug, in entgegengesetzter Richtung.

Einzelne Regenschauer fielen, und böiger Frühjahrswind jagte die düsteren Wolken, zerfetzte sie, trieb sie zu gewaltigen, schwarzen Mauern zusammen, die undurchdringlich schienen. Doch gleich darauf riß eine unsichtbare Kraft die alles verdunkelnde Wand zusammen, und der Mond, der im Abnehmen war, trat überraschend in kalter Klarheit hervor. Jetzt zog eine helle, durchsichtige Wolke an der glänzenden Mondscheibe vorüber. Es sah aus, als wenn ein Gesicht, das es nicht gut meint, durch einen sich bewegenden Schleier blickt. Kaum leuchtete der Mond wieder unverhüllt, als ihn eine riesige schwarze Wolke endgültig verdeckte.

Mautz auf Freiersfüßen

Ein heller, geschmeidiger Liebesschrei klang durch die Nacht. Rauh und grollend antwortete Mautz. Behend lief er an einer Haselhecke entlang, deren Troddeln, noch spröde und klein, kurz davor waren, aufzubrechen. Hastiger lief der Kater, Hals und Kopf gingen auf und nieder. Da klang es wieder durch die Dunkelheit. So einschmeichelnd und voller Versprechungen war die Stimme. Mautz wurde von einer heißen und gierigen Freude erfaßt. Er stürzte dahin, dachte an keinen gefürchteten Nebenbuhler, dachte an nichts anderes, als nur so rasch wie möglich zu der Katze zu kommen, deren betörende Stimme ihn rief. Er sprang über eine Mauer. Mit welcher Kraft und prachtvollen Leichtigkeit flog er die zwei Meter hohe Wand empor. Oben stand er, einen Augenblick graziös und voller Aufmerksamkeit in den Hof spähend. Da war sie! In Sekundenschnelle war Mautz auf der Erde und gleich darauf bei der Katze. Sie war schwärzer als die Nacht. Er fuhr gleich wie ein Husar auf sie los, denn jede Erklärung schien ihm überflüssig. Die schwarze Schönheit dachte anders. Sie fauchte greulich, teilte Backpfeifen aus und war mächtig spröde. Da versuchte es Mautz notgedrungen mit der Galanterie. Dafür hatte sie mehr Verständnis. Aber sowie er sie nur mit der Nase berührte, wurde sie kratzbürstig. Wenn er versuchte, ihr unmerklich die Rückenseite abzugewinnen, war sie auf der Hut, und immer hatte der Kater zwei schräggestellte blaßgrüne Augen vor sich. So starrten sie sich an. Wilde Kehllaute voller Haßliebe drangen aus beider Brust. Zwei Stunden saßen sie sich gegenüber; voll mühsam zurückgehaltener Gier der Kater, und

voll Furcht vor dem Gewaltsamen, Unbekannten und doch gelähmt von der Sehnsucht nach der Kraft des Gatten die Katze.

Als dann in der Nähe eine Tür zugeschlagen wurde, stob das Paar auseinander.

Mautz lief über kahle Felder, durch Schonungen und raumes Holz nach Hause zu seinem Bau. Der Morgen wollte eben kommen, als der Kater in der Einfahrtröhre verschwand. Der kommende Tag fand Mautz appetitlos. Voll Ungeduld trieb er sich in der Nähe des Baues herum. Als er eine Brandmaus fing, stellte er sich so ungeschickt an wie in seinen Kindertagen, und doch ärgerte er sich nicht einmal darüber. Ihn erfüllte nur die Ungeduld, mit der er die Nacht erwartete. Doch der Tag beeilte deshalb seinen Ablauf nicht, und Mautz geriet darum langsam in eine ärgerliche Stimmung. Hin und wieder fuhr er ein und versuchte, die träge schleichende Zeit zu betrügen und ein Schläfchen zu machen. Jedoch in der Dunkelheit des Baues gewannen die Bilder der vergangenen Nacht wieder ihre volle Lebendigkeit, und an richtigen Schlaf war gar nicht zu denken. Die Unrast riß den verliebten Kater wieder empor. So ging das den ganzen Tag. Natürlich vergrößerte sich die Sehnsucht, die den Kater quälte, immer mehr, und ihre Erfüllung wurde zu einer zwingenden Notwendigkeit. Im selben Maße wurde die Angst vor dem gefürchteten Hauptkater zurückgedrängt, wenigstens wuchs die Gewißheit in Mautz, daß er dieses Mal, wenn es sein mußte, bis zu Sieg oder völliger Niederlage kämpfen würde. Diese Empfindung machte den Kater immer nervöser und immer reizbarer, und die Furcht vor einem Kampf auf Leben und Tod, dem er möglicherweise nicht würde ausweichen können, und andererseits die gebieterische Forderung der Natur, die ihn zwang, komme, was da wolle, der Liebe nachzugehen, brachten Mautz schließlich in einen Zustand, der unerträglich war. So war er nahe am Bersten, als endlich der Abend kam. Das letzte Tageslicht verging, da löste sich der Kater aus dem Schatten des Waldes, trat ins Freie, um gleich darauf im dämmrigen Düster zu verschwinden.

Diese Nacht war ruhiger als die vergangene. Kein Lüftchen regte sich, obwohl der Himmel wieder bedeckt war.

Fern und nah schrien die liebessehnsüchtigen Katzen, doch Mautz hatte ein bestimmtes Ziel, die kleine Schwarze von gestern.

Als er auf der Mauer stand, war der Hof leer, und doch hatte er vor wenigen Augenblicken noch den Schrei der schwarzen Katze gehört. Plötzlich hörte er hinter dem Hause ein Fauchen. Sofort huschte er dorthin. Da war sie, und ihr gegenüber stand, zudringlich nahe, ein grauer Kater mit weißer Zeichnung an Brust und Pfoten.

Es flimmerte vor Mautz' Augen, er schrie und knurrte nicht, sondern stürzte mit gesträubtem Haar und glühenden Augen vorwärts. Der andere Kater wandte sich, machte einen mächtigen Buckel und stellte seinen Schwanz wie einen Lampenputzer auf, denn er dachte, Mautz würde es genau so machen. Doch der Grauweiße, der noch jung war, irrte beträchtlich. Ohne die geringste Ankündigung schlug ihm Mautz seine Pranken ins Gesicht, überrollte ihn und bearbeitete den gellend Schreienden mit Zähnen und Klauen. Jetzt hieb der Überfallene nach Kräften zurück, machte sich frei, sprang in die Luft und landete mit zwanzig Krallen und seinem Gebiß auf seinem Feind. Aber Mautz war ihm überlegen. Er schüttelte den Jüngling ab und schlug ihn dermaßen ins Gesicht, daß dem jungen Kater die Sinne vergingen und er, im Augenblick geblendet, taumelnd die Flucht ergriff. Doch der Sieger war nun einmal im Zuge, er verfolgte den

Unterlegenen und ließ nicht locker, ihn zu peinigen, bis der sich in einem Schlupfloch in einer Tür zur Wehr setzte. Hier hatte er volle Deckung, konnte schlagen, aber nicht geschlagen werden. Da mußte Mautz von ihm ablassen und begab sich auf die Suche nach der Katze. Vom Schuppendach aus war sie Zeuge des Kampfes gewesen. Schauer der Wonne und des Grauens durchrieselten sie, als sie das Duell beobachtete. Sie hatte sich nicht vom Fleck gerührt, und so fand Mautz sie schneller als er dachte.

Mautz im Kampf mit Griff

Erst tat sie als wolle sie fliehen, doch sie blieb – kam ihm sogar entgegen, und plötzlich schmiegte sie sich heftig an ihn und strich schnell unter seinem Kinn vorbei. Da griff er blitzschnell mit einer Pfote über ihren Rücken und packte sie mit den Zähnen im Genick. Aber quarrend und fauchend drehte sie sich aus diesem Griff und teilte verschiedene Maulschellen aus. Doch das war nun nicht mehr die richtige Art mit Mautz umzugehen. Er schlug ganz unverhofft und gewaltig zu, so als wenn er nicht seine Liebste, sondern einen Feind vor sich habe. Laut kreischten und lärmten alle beide. Sie setzte sich zur Wehr, aber er schlug ihre Abwehr nieder, und was ihm durch Zärtlichkeit nicht gelungen war, erreichte er mit Brutalität. Die Katze wehrte sich nur noch zum Schein ein bißchen, als er wieder ihr Genick packte und in den Zähnen hielt. Das Kreuz durchgedrückt, die Lunte zuckend, erbebte sie unter seinem Ungestüm. Sie kniff die Augen zu und empfing so ihren gewaltsamen Liebhaber. Dann warf sich die seidenschwarze Braut auf den Rücken, wälzte sich schnurrend hin und her, stand dann wieder auf, fuhr dem Gatten liebkosend mit dem Schwanz über das Gesicht, umstrich ihn und war die Dankbarkeit und Zärtlichkeit selbst.

Als Mautz seine Geliebte am Morgen verließ, war er satt von Liebe und voller Stolz. An diesem Tage schlief er ausgezeichnet. Dann kam wieder der Abend, und der graue Kater ging mit dem Gefühl eines Besitzenden zum Dorf. Und wieder wollte die Katze zuerst spröde tun, aber die Liebe war stärker. Lässig lagen sie dann nebeneinander, als auf einmal die Silhouette einer großen starken Katze auf der Mauer stand. Im selben Augenblick stand auch Mautz auf den Läufen. Jetzt sprang der Neuangekommene, es war ein Kater, herab und stolzierte steifbeinig und knurrend Mautz entgegen. Der Neue war groß und stark, seine breiten Backenknochen waren mit Narben bedeckt, und seine Ohren waren zerschlissen von vielen Kämpfen. Er hatte tiefliegende böse Augen, die starr auf den grauen Kater gerichtet waren. Aus der Brust des narbenbedeckten Katers, dessen Balg rot und weiß gefleckt war, kamen tiefe, grollende Laute. Doch sie drangen

leise herauf und wirkten dadurch nur noch unheimlicher. Mautz erkannte den grimmen Burschen gar wohl, der da so anmaßend auf ihn zutrat – das war Griff! Schreck und Wut quollen in Mautz empor. Auch aus seiner Brust kam ein leiser wimmernder Laut, doch es klang nicht kläglich, sondern voller Gift und Haß. Griff glaubte, diesen grauen Lümmel mit den hohen Läufen schon mal getroffen zu haben. Doch hatte er mit zu vielen Katern die Waffen gekreuzt und war seit drei Jahren immer erfolgreich, um sich jedes einzelnen erinnern zu können. Dieser hier ließ ihn stutzen. Irgend etwas an Mautz verriet den verwilderten, den freien Kater, der, nicht verhätschelt von Menschenhand, täglich um die Erhaltung seines Lebens kämpfen muß. Doch solch ein Gefühl der Unsicherheit ließ Griff niemals Herr über sich werden. Zögernd, lauernd trat er auf den Grauen zu. Der blieb regungslos stehen, keine Wimper zuckte, nur aus der breiten Brust kam ein ersterbender Laut, eine geflüsterte Warnung. Griff verstand sie wohl, doch er beachtete sie nicht und trat so nahe an den anderen heran, daß sich ihre Schnurrhaare berührten. Mautz stand stumm. Es war, als wenn alles Leben aus ihm gewichen wäre, und verächtlich schnaufte ihm der Rot-weiße unter die Nase. Unmittelbar darauf kreischte er gellend, und sein linkes Auge, eben noch gelb-grün, färbte sich rot, und rote Tropfen fielen aus ihm herab. Der Angriff des fremden Grauen war zu schnell gekommen. Schon zu Beginn des Kampfes auf einem Auge blind, war Griff im Hintertreffen. Aber er achtete seiner Schmerzen nicht. Fortwährend schlagend, kämpfte er wie ein Löwe. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er einen Kater zum Gegner, der ihm an Kraft ebenbürtig war, doch schlagen konnte er, Griff, besser. Seine Hiebe kamen aus allen Ecken. Genau und gedankenschnell schlug der alte Techniker. Mautz mußte eine Menge einstecken. Doch gerade das konnte er wie kein Zweiter, denn das Leben draußen in Wald und Feld hatte ihn hart gemacht. So beschränkte er sich einstweilen darauf, die Hiebe des anderen zu parieren und nur hin und wieder einen einzelnen Schlag anzubringen. Das tat er dann aus dem Vollen. Und es saß Kraft hinter diesen Schlägen, denn jedesmal, wenn sie trafen, zeigten sie Wirkung.

Das Toben und Kreischen wurde immer wilder, und nach minutenlangem Gefecht merkte Griff, der durch Blutverlust geschwächt wurde, daß er die Entscheidung herbeiführen müßte. Da ging er aufs Ganze, fuhr dem Feind mit allen Waffen an den Kopf und bearbeitete ihn so blitzschnell, daß Mautz schier die Sinne vergingen. Er sprang zurück, der Gescheckte hinterher, im Glauben, sein Gegner lasse nach. Doch da preschte der Graue plötzlich wieder heran und schlug dem im Augenblick ungedeckten Griff seine Krallen durch die Nase. Blutend fuhr Griff nun mit dem Kopf zurück; im selben Augenblick drang ihm die zweite Kralle in die ungeschützte Kehle. Da war es aus. Die Welt fing an, sich um Griff zu drehen, ihm war, als schaukele der Boden unter ihm. In seiner Benommenheit fühlte er die unablässig auf ihn niederhagelnden Schläge kaum noch. Er brach zusammen.

Als er wieder zu sich kam, war er allein. Der fremde Kater, der ihn, den Stärksten weit und breit, so grausam geschlagen hatte, war fort. Natürlich auch die schöne Schwarze. Mühsam schleppte er sich durch den Gemüsegarten, durch ein Loch im Zaun nach Hause. Er blutete schwer, sein Gesicht war verklebt von Blut und Schmutz, und immer noch tropfte es rot aus seinem zerstörten Auge. Schmerzen folterten ihn. Doch die größte Qual bereitete ihm das Bewußtsein seiner Demütigung, seiner Niederlage.

In der Wagenremise des Hofes, auf den er gehörte, legte er sich hin und litt stumm. Allmählich hörten das Auge und die Nase auf zu bluten. Aber die Wunde an der Kehle wollte nicht verharschen. Tropfen für Tropfen sickerte da der rote Lebenssaft hervor. So leer, so müde wurde dem Kater; dann schlief er ein. Am nächsten Tage fanden ihn die Kinder beim Spielen. Er war tot!

Ein harter Winter

Dasselbe Frühjahr, in dem Mautz so siegreich war, sah Pak in völlig veränderten Verhältnissen, da er wieder in die Hände der Menschen geriet. Doch vorher hatte er einen Winter durchzumachen, der schlimmer war als alles, was er bis dahin erlebte. Erst froren die großen Gewässer zu, dann die kleineren, schließlich die ganz kleinen. Es blieben nur einige Stellen in den Fließen offen. Viel geringer als im Vorjahr waren die Futtermöglichkeiten für die Enten, denn die Kälte war strenger. Da kamen sie dann zu Hunderten an den wenigen offenen Stellen zusammen. Wie lange sollte da wohl der Vorrat reichen?

Bald fand der Jagdpächter an diesen Stellen so matte Enten, daß sie nicht mehr fliegen konnten oder wollten, wenn er sie aufnahm. Wie einen Messerrücken fühlte der Mann das Brustbein. Da brachte er denn Eicheln, Kastanien, Schrot und Gerste an das Fließ und die armen Verhungernden kamen wieder zu Kräften.

Dieser Jäger, der nicht nur schießen wollte, sondern auch begriff, daß man hegen müsse, rief die Nachbarn an und diese versprachen auch gleicherweise in ihren Revieren für die Enten zu sorgen.

Einige taten es auch, und so blieben die Enten dieser Gegend vom Ärgsten verschont. Wo das aber nicht geschah, da wurden die Entenbestände grausam entvölkert. So gab es Reviere, in denen die Füchse und das andere Raubzeug nicht mehr genügten, die Leute holten in Körben Hunderte von verhungerten Enten nach Hause. Für die Küche waren sie nicht mehr zu verwenden, so warf man die schönen Vögel den Schweinen vor. Doch auch die Borstentiere wollten bald nicht mehr ans Futter, denn sie knackten nicht viel mehr als Knochen.

Lange hielt die schauerliche Kälte an. Die Nußbäume, bis auf wenige, die noch sehr jung waren und geschützt standen, gingen ein. So mancher alte herrliche Riese dieser Baumart hatte im Herbst zum letzten Male die Kinder gelockt. Wenn eine stürmische Nacht gewesen war, dann kamen die gewitzten Jungen, kaum daß der Morgen da war – sie, die sonst nicht immer so ohne weiteres aus den Federn fanden – und lasen die Nüsse auf, die in Menge umherlagen.

Nun, nachdem er abgestorben war, wurde solch alter Freund der Kinder gefällt, denn traurig ragten seine Äste und Zweige kahl in den Himmel, wenn ringsum schon alles grün war. Aus dem schönen Holz aber wurden Gewehrschäfte oder Möbel gemacht. Es fiel so mancher diesem Winter zum Opfer.

Rehe und Hasen kümmerten, bis sie dem Fuchs oder wildernden Hunden zur Beute wurden. Die Singvögel, deren Standort zu weit von den Häusern der Menschen war, wo sie gefüttert wurden und in den Hecken und Gärten Schutz fanden, auch sie gingen in großer Zahl ein. Sogar Menschen, die über weite freie Flächen mußten, schlecht gekleidet und ernährt waren, setzten sich vor Erschöpfung hin und erfroren. Hundert Jahre lang war ein solcher Winter nicht erlebt worden. Als er dann endlich vorüberging, waren die Bestände des Wildes, trotz der Fütterungen von Menschenhand, erschreckend gelichtet. Nur die wirklich kräftigen Tiere hatten diese böse Zeit überdauert.

Auch Pak hatte das Schicksal ereilt, wenn er auch nicht gestorben war. Viele Tage lang war er hin und her gestrichen, von See zu Fluß, und von Fluß zu Fließ, doch überall war

nichts als Eis. Die wenigen Stellen, die offen waren, wimmelten von Enten. Immer schwächer wurde der arme Grünhals, dessen Farbenpracht ja längst wiedergekehrt war. Doch was nützte ihm sein prunkendes Kleid, da er nichts zu essen fand. Unter Smaragd- und Saphirgefunkel war er arm an Fleisch und Kraft.

Endlich fand er die Stelle, wo gefüttert worden war, doch es waren ihrer zu viele. Nach ein paar Tagen war er wieder ein Knochengerüst. Schließlich war es so weit – er konnte nicht mehr fliegen. Zu schwach waren die Flügel geworden. Er drückte sich tief in das trockne Schilf hinein, um der schlimmsten Kälte zu entgehen. Aber der Frost war zu grimmig, der Körper hatte keine Kraft, kein Fett, bald mußte der Tod kommen.

So saß er denn mit halben Augen, das Köpfchen eingezogen und regte sich nicht. Da rauschte in einiger Entfernung das Schilf. Der todesmatte Erpel vernahm es, doch es blieb ihm gleichgültig. Das Rascheln kam schnell näher, ein rauhhaariger Jagdhund suchte vor seinem Herrn das Schilf nach Hase und Fuchs ab.

Schon wollte der dürrlaubfarbene Hund vorübergehen, da riß ihn eine Witterung herum. Die Witterung von Ente! Der Hund stand vor. Hals und Kopf vorgestreckt, die eine Vorderpfote erhoben und die Rute starr, ohne Bewegung, so stand er sekundenlang ohne einen Muskel zu bewegen. Dann zog er langsam an. Zögernd, wie eine Zeitlupenaufnahme, bewegte sich der Vorstehhund. Sein Herr, der herangekommen war, warnte ihn: »Langsam, mein Hund! So recht.«

Ein guter Vorstehhund darf nicht einspringen, wenn er ein Stück Wild vorsteht. Jetzt aber stand Tell bombenfest. Sein Herr ermunterte ihn weiter nachzuziehen, aber der Hund hatte seine Augen fest auf einen Punkt vor sich im Schilf gerichtet und rührte sich nicht. Doch ganz plötzlich faßte er zu und hielt Pak fest, ohne ihm sonderlich wehe zu tun, im Fang. Der Erpel dachte: »Das ist das Ende!« und seine Sinne schwanden.

Der Jäger nahm dem Rauhbart die Ente ab, sah, daß sie heil, jedoch fast verhungert und erfroren war und steckte sie in seinen Jagdmuff. Da kam der arme Kerl bald wieder zu sich. Er hielt sich aber ganz still, denn so schön warm hatte er's lange nicht gehabt. Er ließ sich von der ruhigen Hand, die auf ihm lag, streicheln und fühlte sich wohl dabei. Solche freundlichen Menschenhände kannte er ja, und über die Menschen selber wunderte er sich nicht mehr. Die waren bald grausam und fürchterlich, bald gütig und mitleidiger als alle anderen Geschöpfe. So wurde Pak denn von dem Manne nach Hause getragen und geriet auf diese Weise wieder in Gefangenschaft.

Der Fixköter

Auf seinem Dreibein sitzt der Jagdpächter hinter einer Kussel. Den Drilling über den Knien, verhält er sich vollkommen ruhig, nur der Kopf dreht sich von Zeit zu Zeit langsam, ganz langsam nach der anderen Seite. Hinter sich das Stangenholz, lenkt der Jäger seine Aufmerksamkeit auf die Schonung, die vor ihm liegt. Waldarbeiter meldeten ihm, daß sie mehrmals einen Fixköter von beträchtlicher Größe gegen Abend aus dieser Schonung hätten kommen sehen. Vielleicht glückte es heute, ihn zu schnappen.

Das Abendrot brannte hinter den Stangen, ein Amselhahn probte noch einmal vor dem Schlafengehen sein Lied, und ganz in der Nähe des Mannes ließ sich das Rotkehlchen mit einem oft wiederholten kurzen, metallischen Schlag hören. Sachte erschienen die entfernteren Waldkanten verschwommen, der Abendstern glänzte ruhig und schön, und der Jäger hielt die Zeit für gekommen, ganz besonders aufmerksam zu sein.

Wenn er doch diesen Köter fassen könnte, der ihm die hochbeschlagenen Ricken und die Kitze riß und auch die Satz- und die Junghasen nicht verschonte. Aber es ist ja leider so, daß ein wildernder Hund heute hier und morgen da sein Unwesen treibt, weshalb man gerade bei diesen Jagdschädlingen sehr auf den Zufall angewiesen ist.

Da! – Ein Reh tritt aus der Schonung. Es sichert nach rechts und links, die Luft scheint ihm sauber, und ruhig zieht es auf seinem Wechsel weiter. Auf zehn Meter kommt es an dem regungslosen Mann vorüber. Der weiße Spiegel leuchtet im verdämmernden Grau des Tages, während es links von dem Mann in die Stangen tritt. Als das Reh etwa zwanzig Meter weitergezogen ist, kommt es in den Wind des Jägers. Eine Sekunde steht das Stück Wild starr, dann springt es laut schreckend ab. Böh – böh – böh – schallt es durch den Wald, als die Ricke in hohen Fluchten davonpoltert. Jetzt beginnt auch in der Schonung ein Bock zu schrecken. Böau, böau – dröhnt sein Baß, weitere Rehe fallen ein, und es ist ein Höllenspektakel. Nur langsam beruhigt sich das Wild. Es ist nur noch kurze Zeit Schußlicht, und der Mann rechnet bereits damit, ohne Ergebnis nach Hause gehen zu müssen. Da nimmt er am Rande der Schonung eine Bewegung wahr, etwas Graues ist im Begriff, ins Freie zu kommen. »Kaninchen oder Hase«, denkt der Mann, und die Flinte hebt sich nicht. Im nächsten Moment steht Mautz vollkommen frei vor der Schonung. Das Gewehr fliegt an die Wange! – Doch als der Schuß rollt, ist der Kater schon wieder verschwunden. Der Mann ist sehr wütend! Dieser Deubelskater ist offenbar nicht umzubringen.

»Hätte ich doch bloß die Knarre an meinen dämlichen Kopp genommen, als ich sah, wie sich etwas Graues bewegte!« Es ist schön, wenn man zur Einsicht kommt, nachdem man einen Fehler begangen hat, viel nützen tut es nicht.

Der Pächter ging mit dem Gefühl nach Hause, ein unfähiger Mensch zu sein, denn wieviele Erfolge er sonst auf der Jagd auch haben mochte, mit diesem Kater kam er nicht weiter. Er war nicht *direkt* abergläubisch, aber indirekt, doch das kann man von den meisten Jägern sagen.

Mautz überwand den Schreck schnell. Es wurde eine sternenhelle Nacht, später kam auch der Mond herauf, und der Kater riß ein junges Kaninchen, als es gerade aus dem Bau kam. Es war zart und befriedigte ihn sehr. Als er mit seiner Mahlzeit zu Ende war, schlenderte er heimwärts. Er fühlte sich blendend. Den gefürchteten Griff hatte er erledigt, auch mit den Jägern wurde er fertig, und sein Tisch war immer gedeckt. Eine

Waldohreule schwebte lautlos über ihm dahin. Zwei Augenpaare glühten sich an. Doch auch die Eule nahm sich vor Mautz wohl in acht.

Des Räubers Ende

Kurtchen hatte Ferien und durfte sie bei seinem Onkel, dem Pächter, verleben. Er war glücklich, außerdem vierzehn Jahre alt, und wenn möglich, noch passionierter für die Jagd als sein Onkel. Sperlinge, Eichelhäher und auch »Hochwild«, Kaninchen, waren ihm freigegeben. So streifte er denn herum, lebte in einer köstlichen Freiheit, und sein Bayardkarabiner, ein belgisches Tesching, war sein ständiger Begleiter. In den ersten Tagen schoß er meistens daneben.

Doch allmählich wurde es besser mit seiner Schießfertigkeit. Eines Morgens setzte er sich an einen Schonungsrand. Der Onkel hatte ihm gesagt: »Stille sitzen, keine hastige Bewegung, auch wenn plötzlich ein Karnickel dasitzt!« Aber das Stillsitzen war doch schwerer, als Kurt sich das gedacht hatte. Mal juckt es am Kopf – mal an der Sohle, im Schuh – da, wo man sich nicht kratzen kann. Und dann saß wirklich plötzlich so ein kleiner grauer Kerl auf dem Sandweg in der Morgensonne. Trotz aller guten Vorsätze nahm der Junge das Gewehr schnell hoch – und der Laputz verschwand in den Kusseln.

Da war der kleine Jägersmann ganz unglücklich, aber schon wieder kam ein Kaninchen auf den Sandweg. Es hoppelte hin und her, war bald durch einen Kiefernzweig verdeckt, bald in einer Mulde verschwunden, und wollte sich nicht schußrecht hinsetzen. Längst hatte Kurt das Tesching an der Wange, längst zitterten die Arme und der ganze Bengel vor Aufregung. Aber er holte tief Luft, und es wurde wieder etwas besser, und jetzt saß das Karnickel frei. Doch das Korn tanzte, und so versuchte er, das Ziel im Schuß zu fangen. »Petsch ...« sagte die kleine Waffe, und wahrhaftig, das Kaninchen fiel, schnellte hin und her und zeigte Weiß. Aber dann rappelte es sich auf und rutschte doch noch in die Dickung. Der Junge rannte zum Anschuß, warf sich auf den Bauch und starrte in die Schonung. So weit es ihm möglich war, ließ er seine Augen die Reihen der jungen Bäumchen entlangwandern, umsonst. Da plötzlich hörte er schrilles Quieken und noch einmal und zum dritten Male, leiser werdend und verklingend. Er lief der Schallrichtung nach, etwa zehn Meter in die Schonung hinein und stand. Das Kaninchen mußte doch noch einmal klagen? Aber es blieb still. Und wie er sich nun bückte und wieder in das Düster der Kiefernschonung blickte, da lag das schon verendete Kaninchen dicht vor ihm. Er riß es an sich, kroch aus den Kusseln und rannte nach Hause.

Die warme, pelzweiche Beute in der einen, die treue Miniaturbüchse in der andern Hand, so kam er außer Atem zu Hause an. Onkel und Tante saßen beim Frühstück und warteten schon auf ihn. Aber er hatte im Augenblick wenig Sinn für Kakao und Buttersemmel, denn er hatte ja sein erstes Kaninchen geschossen.

Schon am selben Abend zog er wieder los. Oberhalb des Dorfes fingen gleich die Kiefern an. Vorsichtig pürschte er, wie ein Indianer, jede Deckung ausnutzend, dahin. Er sah auch mehrere Kaninchen, wurde aber nicht fertig auf sie. Dann schoß er nach einer Elster, die etwas weit in einer Kiefernkrone saß, doch die Kugel ging fehl. Da er im Augenblick kein Wild entdecken konnte, auf das sich jagen ließ, suchte er sich einen Kiefernstamm aus und schoß fünfmal auf ihn. Drei Kugeln saßen im Holz. Später ging er an dem alten Sandbruch entlang. Steil fiel die Wand zwanzig Meter abwärts und die Kronen der Bäume, die unten gewachsen waren, reichten kaum bis hinauf an den Rand der Grube. Grün verwachsen war da unten der Boden von allerlei Gesträuch. Kurt sah aufmerksam nach unten, ob er nicht irgend etwas entdecken könne, und schritt langsam am Rande des Sandbruches entlang.

Seit langem war Mautz zum ersten Male wieder seinem Grundsatz untreu geworden und hatte sich noch bei hellem Lichte auf die Sohlen gemacht. Der Abend war angenehm und der Kater hungrig. So schnürte er seine gewohnten Wege. Er entfernte sich recht weit von seinen sonstigen Jagdgründen. Einen Weg lief er entlang, zu dessen beiden Seiten die Ränder immer höher wurden und schließlich die Bäume überragten. Aber da hatte sich der Weg zu einer ebenen Fläche verbreitert, und Mautz, voll Interesse für das neue Stück Landschaft, das er noch nicht kannte, verschwand im grünen Gebüsch. In guter Deckung schlich er dahin, in der Hoffnung, vielleicht einen Vogel greifen zu können. Als er einmal emporäugte, sah er hoch über sich einen Menschen stehen. Doch das war noch ein unfertiger dieser unangenehmen Zweibeiner, denn er war verhältnismäßig klein. Und Mautz widmete sich weiter seiner Pürsch.

So, wie der Kater den Jungen, hatte der Junge den Kater gesehen. War das nicht die graue Katze, über die der Onkel sich so bitter beklagt hatte? Der Junge hob das Gewehr. Aber da war der Kater im Dickicht verschwunden. Doch nein – – –! Da guckten Kopf und Hals aus dem grünen Blattwerk. Das Silberkorn faßte den grauen Flecken. »Soll ich, oder wird's am Ende Ärger geben?« dachte Kurt. Aber die Versuchung war zu groß. Petsch! Und der graue Fleck verschwand.

Das feine Ohr des Katers, das die Maus hörte, wenn sie aus ihrem Loch kommen wollte, vernahm den Knall nicht. Ein gewaltiger Schlag traf seinen Kopf. In seinem Hirn loderten Flammen auf. Die grüne Welt schwankte und fiel. In seinen Ohren war ein Brausen. Mautz schnellte auf der Erde hin und her. Ziellose gewaltsame Sprünge, die ihn nicht vorwärts brachten, tat der Kater, und seine mutige Seele fiel in Nacht.

Den Sandhang hinunter rutscht und stolpert der Junge. Seine Hände zittern. Vor ihm reckt sich der graue Kater noch immer. Immer noch will sich die zähe Lebenskraft des Körpers nicht besiegt geben, da doch das Bewußtsein schon geschwunden ist. Nur langsam ebbt das Zucken und Strecken ab. Auf einmal strafft und bäumt sich der Kater noch einmal zum Zerreißen, und wird schlaff und bewegungslos. – – –

Der Junge packt ihn in den Rucksack, der ihm bis auf den Hosenboden hängt, und trabt mit seiner Last heimwärts. Als er den Grauen vor dem Onkel aus dem Rucksack holt, denkt der, er sieht nicht recht. Er freut sich unbändig, gibt dem Bengel einen Taler und läßt sich zweimal bis in alle Einzelheiten erzählen, wie die »Bestie«, die er selbst nie hat fassen können, von dem Jungen erlegt worden war.

Um den Dachsbau, der so lange einen Kater beherbergt hatte, wird es langsam wieder lebendig. Meise und Rotkehlchen, der Specht und das so seltene Haselhuhn halten sich wieder dort auf. Wenn aber der alte Waldhase dort vorüber kommt, macht er immer einen kleinen Bogen um den Bau, denn er kann es noch nicht recht glauben, daß der graue Schatten mit den unheimlichen Augen und den lautlosen Sohlen niemals wiederkehrt.

Mautz rolliert verendend im Schuß

Pak fährt mit der Eisenbahn

Pak lebte wieder unter Menschen. Sein ständiger Aufenthalt war die warmbehagliche Küche, während draußen der bittere Winter feindselig gegen alles Leben wütete.

Auch ein großer Jagdhund, der schrecklich aussah und doch freundlich war, leistete Pak wieder Gesellschaft. Sogar eine Katze, diesmal eine schneeweiße, trieb sich in der Küche herum. Sie hatte merkwürdig lange, seidige Haare und war – so schien es dem Erpel, für eine Katze verhältnismäßig nett. Sie hatte aber eine Eigenheit, über die sich alle Welt verwunderte, sie hatte nämlich ein blaues und ein gelbes Auge. Das Tier hatte dadurch einen schwer zu deutenden Blick und schien verschlagen. Doch war es in Wahrheit ein liebes sanftes Ding, das sich verhätscheln ließ, sich bei jeder Gelegenheit anschmiegte und weder Ratte, Maus noch Vogel nachstellte. Aber es gibt Gesichter, die durch einen befremdlichen Zug oder eine ungewöhnliche Gestaltung bei jedermann Mißtrauen erwecken, und doch erweisen ihre Träger sich, nachdem man sie näher kennengelernt hat, als harmlose nette Leute.

Bald erkannten die Menschen, bei denen Pak lebte, daß dieser Erpel schon in Gefangenschaft gewesen sein müsse, denn gleich, nachdem er durch gute Nahrung wieder zu Kräften gekommen war, lief er in der Küche ohne Scheu umher, und stellte sich wieder wie einst neben den Hausherrn während der Mahlzeiten auf die Bank, um einen Happen bittend.

So konnte man wirklich sagen, das Leben dieses Erpels wäre an seinen Ausgangspunkt zurückgekehrt. Doch das ist, wie in diesem Falle, so in allen anderen nur scheinbar so. Rastlos rollt jeder einzelne seine Entwicklungsspanne ab, und mag es auch äußerlich so scheinen, im Grunde kehrt nichts wieder.

Die weiße Katze mit den verschiedenfarbigen Augen

Wenn auch für Pak die Lage ähnlich war wie vor der Zeit seiner Freiheit, so sah er sie doch mit anderen Augen. Nie vergaß er das harte, aber freie Leben, und wenn er sich auch in der Küche der Menschen zurecht fand, und sich, da ihm alles altbekannt war, nicht fürchtete, – zufrieden mit seinem Los wie früher war er nicht.

Seine Zeit würde schon kommen. Vorerst fror es erst mal Stein und Bein, und da hätte er in gar keinem besseren Hotel absteigen können. Außerdem, und das war die häßliche Kehrseite dieses sonst nicht unangenehmen Lebens, man hatte ihm eine Flugfessel angelegt. So war also keine Möglichkeit gegeben abzureisen, wenn eines Tages wieder laue Winde wehten. Aber Pak fühlte, einmal würde schon die Gelegenheit kommen, die ihn wieder frei werden ließ. Doch die Wochen vergingen und die Monate – und Pak blieb Haustier. Alle hatten ihren Spaß an ihm, denn er war oft zu Scherzen aufgelegt, und Launen, wie sie die Menschen mitunter hatten, und auch Hund und Katze zuweilen zeigten, kannte Pak nicht. Dann ging der Winter endlich vorbei, und die Liebeszeit der Enten kam. Das wurde für den armen Gefangenen eine böse Zeit. Er lief nun auf dem Hof herum, und wieder wie damals, zogen seine freien Stammesgenossen über ihn dahin, und in Pak wurde, genau wie in ihnen, die Reihezeit wach. Aber gefesselt wie er war, blieb die herrliche Zeit der Liebe für den Gefangenen verloren. Jedoch oft ist ein Weg selbst da noch, wo nur Mauern zu sein scheinen. Pak verliebte sich in eine Hausente! Auf dem Hof schnatterte ein Stamm schöner schlanker, ledergefärbter Kakikambelenten einher. Ein Erpel und vier Enten.

Als nun Pak den Frühling bis zur Unerträglichkeit in seinen Adern fühlte, und er gleichzeitig einsah, daß für ihn eine Ente seines Stammes verloren war, da warb er mit Feuer um die schlankste und zierlichste der Kambelenten.

Sie war natürlich empört!

Der Erpel, der Nutznießer des kleinen Harems, ebenfalls. Doch der Wilderpel hatte Feuer gefangen, und wenn die Frauen erst merken, daß ein Mann wirklich und unter allen Umständen sie allein und keine andere erobern will (es ist selten), dann schmilzt auch das Herz der Sprödesten.

So erfüllte sich denn eines herrlichen Vorfrühlingstages die beharrliche Leidenschaft Paks. Sie war die Seine. Nun wurde der rechtmäßige Herr des Entenfräuleins gar nicht mehr gefragt. Er versuchte allerdings Einspruch zu erheben, aber, ob er nun einsah, daß es nicht anginge, daß der eine vier Frauen und der andere gar keine hätte, oder ob er froh war, eine von den immer Schnatternden loszuwerden? ... Wer weiß? ... Er trat jedenfalls Pak die Kleine ab.

Nun brachen Tage und Wochen der Lust an. Die ferne Rasseente und der Wilderpel verstanden sich blendend. Sie waren unzertrennlich, und in Hof und Garten, wo immer der eine im andern das Entzücken weckte, feierten sie Hochzeit.

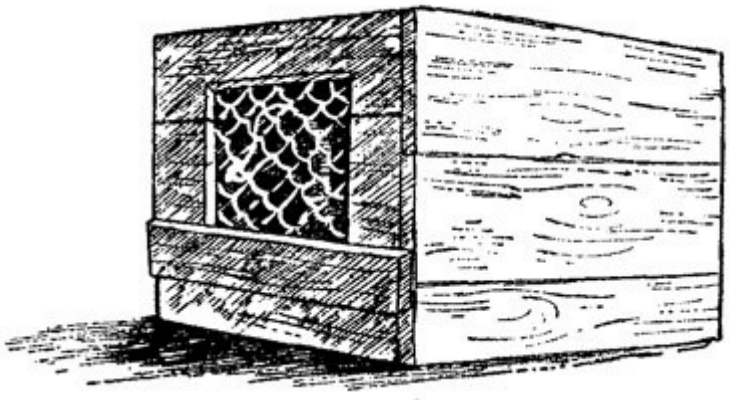
Dann aber wurde die Ente wunderlich. »Weiberlaunen«, dachte Pak, »geht schon vorüber«. Aber es ging nicht vorüber. Sehr zur Freude des Besitzers der Enten machte Paks Frau unter einem Reisighaufen ihr Gelege.

Bald lagen acht Eier darin, und die Jungente begann zu brüten. Als die Zeit um war, schlüpften acht kleine Dinger, die aussahen wie aus Samt und Seide gearbeitet. Pak betrachtete sie sich, sie gefielen ihm gut. Es waren eben acht junge Enten. Daß sie gesund und munter waren, schien ihm auch nichts Außerordentliches – dafür war er ja der Vater.

Anders die Mutter! Sie wußte bestimmt, daß so etwas Entzückendes zum zweiten Male nie und nirgends zu sehen sein würde. Für den Gatten hatte sie nur noch wenig

Interesse. Ihre ganze Liebe und Sorge galt den Kleinen. Die Menschen gaben sich auch viel Mühe mit den interessanten Mischlingen, und so wuchsen die Entlein bald heran. Zwei gingen allerdings durch Unfälle verloren, aber die anderen sechs waren im Sommer beflogen. Ja, sie konnten fliegen. Der Vater hatte ihnen dieses Erbe der Freiheit mitgegeben. Sie zogen genau wie ihr Vater damals gegen Abend los und fielen auf den Gewässern der Umgebung ein. Ein junger Erpel wurde bei dieser Gelegenheit geschossen, eine Ente schlug das Habichtweibchen, aber die vier letzten blieben am Leben. Drei Erpel waren es und eine Ente. Die Ente war in der Zeichnung wie eine Wildente, nur heller im Grundton. Auch die Erpel bekamen später, bis auf einen, den Wildententyp mit kleinen Abweichungen. Dieser eine Erpel aber hielt die Mitte im Aussehen, zwischen Kaki-Kambel und Wildente. Die Ledertöne der Mutter mit der stärkeren Kopf-Flügel- und Schwanzzeichnung des Vaters. Diesen Erpel und die Ente behielt der Besitzer, die beiden anderen wurden geschlachtet, und Pak, der Vater, wurde eines Tages in eine kleine dunkle Kiste gesteckt und verschickt.

Das war eine schlimme Sache. Von all seinen vielen Erlebnissen war dieses das Absonderlichste und wohl auch das Unangenehmste. Da saß er nun in einem winzigen Behälter, und die Unterlage von Heu konnte nur wenig vor dem Ruckeln des Wagens schützen, auf dem die kleine Kiste stand. Schließlich war sie auf der Bahn angelangt, und da stand sie und wartete auf ihre Weiterbeförderung ...



Pak in der Versandkiste

Pak wartete auch; darauf, daß man ihn wieder herausließ. Aber nichts dergleichen geschah. Er saß in der engen Kiste, und vor seinem inneren Auge zogen die Erinnerungen seines letzten Lebensabschnittes vorüber. Er gedachte des schrecklichen Winters, seiner Genesung unter der Pflege der Menschen, der Liebe zu der hübschen Hausente, und seiner Nachzucht gedachte er auch, wenn schon nur kühl. Des netten Hundes erinnerte er sich und der weißen Katze mit den gefährlichen Augen und dem freundlichen Wesen. Dabei fiel ihm Mautz ein, sein guter alter Feind – Mautz. Den hatte er ja nur noch einmal wiedergesehen.

Der Mann, der ihn, Pak, errettete und gefangen nahm zugleich (so sind die Menschen), bekam eines Tages Besuch. Es war ein munterer Bengel, der da ankam. Etwas lärmend, und immer ein bißchen plötzlich, aber im ganzen gutartig. Der trieb sich meistens draußen herum, denn er hatte ein kleines Schießeisen und war schon, trotz seiner Jugend, ein kleiner Tiermörder. Er schoß Spatzen, Stare, auch mal ein Kaninchen und eines Tages, wahrhaftig, eines Tages brachte er – – – Mautz. Seinen Mautz, das alte Ekel. Aber tot – absolut tot.

Ja, krumme Wege enden manchmal ganz plötzlich. Im großen ganzen, nach dem ersten Schreck, war es ihm doch ein angenehmes Gefühl, seinen alten Widersacher so still und ungefährlich zu sehen, und er hatte sich im Gedanken daran gefreut, daß er diesen Leisetreter nicht mehr zu fürchten brauchte.

Doch nun blieb es gleichgültig für ihn, ob der Graue lebte oder nicht – er war ja gefangen. Nach langem qualvollen Warten wurde endlich die Kiste hochgehoben, und Pak begann zu hoffen. Aber es wurde nur schlimmer.

Er wurde wieder niedergesetzt, und bald darauf fing ein entsetzlicher Lärm an. Ein Stoßen und Dröhnen ohne Unterlaß quälte den Gefangenen, und es nahm kein Ende.

Endlich, vor lauter Erschöpfung verzweifelt, schlief das Erpelchen ein. Er erwachte von der Ruhe, die auf einmal eingetreten war. Bald holte man seine Kiste ab, und wieder ruckerte und stuckerte es, aber nicht ganz so schlimm, wie am Anfang. Dann brachen über ihm die Bretter, eine Hand langte zu ihm hinein und griff ihn fest und sicher und holte ihn ans Licht. »Wahrhaftig, ein Stockerpel! Na, so was Ausgefallenes! Man soll nicht glauben, was für ordinäres Viehzeug die Leute einem schicken!« Und Pak wurde zu einem kleinen Teich getragen und aufs Wasser geworfen. Am Fliegen hinderte ihn ja die Flugfessel, also schwamm er. Doch nun erlebte Pak eine tolle Überraschung. Um ihn herum schwammen in großer Anzahl die farbenprächtigsten Enten. Schwarze mit Bernsteinaugen und einem Reiherschopf, solche in allen Farben mit Federn an den Flügeln, die wie Segel aufgestellt waren und viele andere Arten, eine immer fremder und prächtiger als die andere. War es denn möglich? Pak sah sich um! Es war kein Zweifel möglich – das war hier einer der kleinen Teiche in dem verhexten Park. Er erkannte die Ufer, den Felsen in der Mitte, und vor allem die bunte Schar der Enten. Richtig, da war ja auch der Schwan mit dem schwarzen Kopf und Hals. »Na«, dachte Pak, »da war mir aber die erste Reise in dieses Wunderland lieber.« Dann sah er sich nach Futter um – aber es war nichts da.

»Kann ja gut werden«, meinte er. Doch da kann schon ein Mann mit ein paar Eimern. Der warf mit vollen Händen Futter ans Ufer. Pak stürzte sich darauf. Aber die anderen Enten, besonders der Schwan, waren ruppige Gesellen, und wenn der Hunger nicht gar so groß gewesen wäre, hätte sich der Stockerpel wohl verdrängen lassen. So aber hielt er stand. Bald merkte er auch, daß er nur nötig hatte, dem Schwan auszuweichen, mit den anderen nahm er es auf.

So lebte sich denn der Entenvogel ein. Oft hörte er das Gebrüll der gelben Tiere, oder ein gellendes Trompeten, das kam von den grauen Riesen mit den langen Nasen her.

Viele Menschen gingen an dem Teich entlang und warfen Brotstückchen hinein, und es war ein wildbewegtes Knäuel von bunten Enten, die alle möglichst viel erwischen wollten. Es war hier auszuhalten – fand Pak. Doch wenn er daran dachte, daß er auf demselben Wasser als freier Erpel gesessen hatte, der nur seine Schwingen auszubreiten brauchte, um in kurzer Zeit überall zu sein, wo er wollte, dann wurde ihm doch wehe.

Eines Tages bestiegen zwei der Männer mit den grünen Schildmützen den Kahn, der bis dahin still am Ufer gelegen hatte. Sie hatten große Kescher in den Händen. Der eine blieb im Boot, der andere ging mit langen Wasserstiefeln in das Wasser. Und dann fingen die beiden unter Scheuchen und Jagen und Fuchteln sämtliche Enten, auch den

Schwarzhals-Schwan, brachten sie in ein Haus und ließen sie dort in einer großen Voliere los. Nur Pak nicht.

Der eine der Männer sagte zu dem Anderen: »Du, den Stockerpel setzen wir nicht wieder aus, wenn der Teich ausgebessert ist, ich denke, wir lassen ihn verschwinden und braten ihn uns.«

Der andere war einverstanden, holte auch gleich ein Messer und griff Pak hart an. Doch das Messer im Munde, löste er erst die Flugfessel.

»Schlacht' ihn doch erst« riet ihm der eine. Aber jener ließ sich nicht stören und machte das Ding ab. Es ging recht schwer, und als er die Fessel endgültig löste, und er war nicht zart dabei, tat er dem Erpel weh. Der biß sofort herum, und der Mann, weniger aus Schmerz als vor Schreck, ließ los. Beide Männer stürzten auf Pak zu und griffen nach ihm. Der witschte unter den Beinen durch und von da durch eine offenstehende Tür in eine Innenvoliere.

Dort hielt er sich gar nicht auf, sondern huschte in die Außenvoliere. Die aber war offen, denn ihr Maschendraht wurde gerade erneuert. Zur Zeit stand nur das Eisengerüst, das kein Hindernis für Pak war. Er nahm sich auf, und dicht über die Köpfe des Zoopublikums flog er davon. Wieder, diesmal am Tage, überflog er die brausende Stadt. Und wieder zog er geradenwegs seiner Heimat zu.

Nach einer knappen Stunde rauschte das Wasser eines Teiches unter Pak auf. Der Wilderpel war auf einem stillen Gewässer mitten in weiten Wiesen eingefallen. Pak war wieder frei und hatte soviel erfahren und gelernt, daß er sicherlich zu den alten weisen Erpeln gehören wird, die ihresgleichen Vorbild und Lehrer in der harten Schule des Lebens werden.

Schluß

So hat sich der Kreislauf vollendet.

Das Leben des Wilderpels, das in der freien Natur entstand, mündete wieder in der Freiheit. – Gefangenschaft, Zähmung, Freundschaft mit Menschen und ein gesichertes Leben, all das erfuhr Pak.

Auch die tödliche Grausamkeit des Winters, die unablässige Verfolgung durch Raubtiere und der Zwang, ohne Unterbrechung Tag und Nacht wachsam sein zu müssen, wurde sein Teil.

Doch obwohl der Erpel in der Gefangenschaft geboren war, und ihm das Leben bei den Menschen als das Natürliche erscheinen mußte, zog ihn der Ruf der Natur auf den Weg, der seiner Art bestimmt ist.

Die Riesenkraft des Instinktes hatte hier nur die kleine Lücke zu überwinden, die dadurch gegeben war, daß der Wildvogel zufällig als Haustier zur Welt kam.

Bei Mautz war es dieselbe Kraft, die das Haustier das Leben eines Raubwildes führen ließ. Doch der Kater hörte die Lockung einer versunkenen Welt über Jahrhunderte, wenn nicht über Jahrtausende.

Viele, viele Generationen von Hauskatzen trennten Mautz von seinem wilden Vorfahr, der Falbkatze, und doch hatte der Lockton des Rebhahnes, der sein versprengtes Volk zusammenrief, genügt, die erste Ahnung seiner eigentlichen Natur in ihm wachzurufen. Wie ein Gebirgsquell, der, wenn er nur stark genug ist, zum Meere findet, so gehen die Geschöpfe der Natur den Weg zum Ursprünglichen.

Wenn auch noch so starke Hindernisse auf diesem Wege stehen, und ob auch Tausende und Abertausende durch vielerlei Faktoren dieses Ziel nicht erreichen, der starke Strom des Lebens fließt in dieser Richtung.

Dieser klare Grundton ist das, was Pak und Mautz gemeinsam haben, obwohl sie in ihrer Art so verschieden sind und der Kater ein verwildertes Haustier, der Erpel aber ein gezähmtes Wildtier war.